

er möge gnädig und barmherzig das große Unglück, das damals drohte, von den christlichen Völkern abwenden. Heute sind aber die Gefahren, die eure Seelen und die katholische Kirche in euren Ländern bedrohen, nicht geringer. Wenn ihr daher das Läuten der Glocken von euren Kirchen hört, die euch zum Gebet auffordern, dann erinnert euch an diese Mahnung; und was eure Väter getan haben, das tut ihr, mit dem gleichen Vertrauen auf Gottes Hilfe.

Wir wünschen auch, daß euren Gebeten nicht nur die Unsern aus der Fülle des Herzens vorausseilen, sondern daß sich mit ihnen auch die verbinden, die die Gläubigen aller Stände auf der ganzen Welt in innigem Mitgefühl mit euch einmütig zum Himmel richten. Seid also versichert, daß die ganze Familie der Christenheit voll ehrfürchtiger Bewunderung vor dem steht, was ihr in Not und

Bedrängnis aller Art schon so lange schweigend erträgt, und daß sie Gottes Barmherzigkeit anfleht, ihr möget den harten Schlägen der Gottlosigkeit oder den hinterlistigen Fallstricken des Irrtums nicht erliegen, sondern mit dem unerschütterlichen Mut der heiligen Martyrer euren Glauben vor allen bezeugen; und auch eure Verfolger — die das christliche Liebesgebot ebenfalls mit einbezieht — möchten Verzeihung bei dem finden, der die Rückkehr aller verlorenen Söhne voller Liebe erwartet.

In dieser süßen Hoffnung erteilen Wir euch, jedem Einzelnen und allen zusammen, Unsere geliebten Söhne und ehrwürdigen Brüder, sowie den eurer Sorge anvertrauten Gläubigen aus der Fülle Unseres Herzens den Apostolischen Segen zum Zeugnis Unseres väterlichen Wohlwollens und Unterpand der reichsten himmlischen Gnaden.

Die 77. Generalversammlung der deutschen Katholiken in Köln

Der 77. Deutsche Katholikentag fand in der Zeit vom 29. August bis 2. September in Köln statt. Verkündete vor vier Jahren das Wort von Berlin, „Gott lebt“, die Wirklichkeit Gottes in dieser Welt, und führte Fulda 1954 die Thematik der Katholikentage folgerichtig mit einem besonderen Zeugnis für Christus, „Ihr sollt mir Zeugen sein“, weiter, so ergab sich fast zwangsläufig für den Kölner Katholikentag ein Leitwort, das die Kirche zu seinem besonderen Inhalt hatte. Der diesjährige Wahlspruch lautete daher: „Die Kirche, das Zeichen Gottes unter den Völkern“ (Is. 11, 12; 49, 22; Denzinger 1794). Die Ausdeutung dieses Wortes auf die aktuelle Situation der Kirche in der heutigen Welt und in unserem Vaterland geschah in der Eröffnungsrede des Fürsten zu Löwenstein (vgl. ds. Heft S. 19) und besonders eindringlich in der Rede Bischof Spülbecks (vgl. ds. Heft S. 31): Die Kirche ist Unterpand der als Heilstat Gottes verheißenen und in ihr schon gegenwärtigen Wiedervereinigung aller menschlichen Spaltungen. Die Wiedereröffnung des vom Krieg stark heimgesuchten und nun wiederhergestellten Kölner Domes, die mit dem Katholikentag verbunden worden war, gab dem Leitmotiv der Kölner Tage bildhaften Ausdruck. Sie machte zudem den Katholikentag zu einem besonderen Fest für die Kölner Stadt und Erzdiözese.

Genaue Zahlen der Teilnehmer insgesamt liegen nicht vor. Sicher ist, daß 28 600 Katholiken aus der sowjetisch besetzten Zone an den Feiern teilgenommen haben (darunter 6500 Jugendliche), ferner daß sich rund 60 000 Heimatvertriebene in Köln trafen und daß aus der weiteren Bundesrepublik (vor den beiden Schlußtagen) gegen 30 000 Menschen nach Köln gekommen waren, wobei diejenigen Teilnehmer, die infolge der günstigen Verkehrsverhältnisse des Rhein-Ruhr-Raumes abends wieder nach Hause fahren konnten, nicht erfaßt sind. Die Zahl der Teilnehmer an der Schiffsprozession wurde auf 800 000, die an der sonntäglichen Pontifikalmesse auf 500 000 und die an der Schlußkundgebung auf über 700 000 geschätzt.

Überaus groß war die Anteilnahme des in- und ausländischen Episkopates. Fast alle deutschen Bischöfe waren anwesend oder offiziell vertreten. Nahezu der gesamte skandinavische Episkopat war vertreten, daneben Bi-

schöfe und Prälaten aus fast allen Ländern Europas, aus Nord- und Südamerika, Afrika, Asien. Der vornehmste Gast dieser Tage war der Sekretär der Konsistorialkongregation, Giovanni Adeodato Kardinal Piazza.

Wie bei früheren Katholikentagen trat auch diesmal die Verbundenheit mit den evangelischen Brüdern in Erscheinung, auf die der Vertreter des Deutschen Evangelischen Kirchentages, Georg H. Schniewind, in seiner Grußbotschaft unter starkem Beifall hinwies. Evangelische Kölner Familien hatten über 1000 Freiquartiere zur Verfügung gestellt, eine bei ihrem Bevölkerungsanteil sehr erhebliche Zahl.

Stärker als alle bisherigen Nachkriegskatholikentage war der Kölner Katholikentag von hervorragenden Vertretern des politischen Lebens besucht. Bei der feierlichen Wiedereröffnung des Domes waren der Bundeskanzler, fast alle katholischen Bundesminister, Vertreter des Bundesrates, Bundestages und der Länder versammelt. Die Anwesenheit des Bundespräsidenten bezeugte, daß die Wiedereröffnung des Domes auch ein nationales Ereignis war. Die Sozialdemokratische und Freidemokratische Partei hatten Glückwunschadressen geschickt. Die Stadt Köln hatte den Katholikentag, der für sie auch ein Domfest war, zu ihrer eigenen Sache gemacht. Organisatorisch waren alle Voraussetzungen geschaffen, um den doppelten Charakter des Katholikentages als geistliche und gesellschaftlich-öffentliche Selbstdarstellung der deutschen Katholiken zu sichern. Eine besondere Anerkennung verdienen die zahlreichen Ordnungskräfte, besonders die Kölner Polizei, für ihre sehr unauffällige, aber wirkungsvolle Arbeit.

Die Veranstaltungen nahmen im Programmheft des Katholikentages 24 Seiten ein. Neben dem eigentlichen Hauptprogramm, das die sogenannte Arbeitstagung der Arbeitsgemeinschaften aus dem Katholikentag ausklammerte und das nach dem Krieg entwickelte Grundschema um einen Tag (Wiedereröffnung des Domes) erweiterte, sonst aber an diesem festhielt, gab es ein Sonderprogramm für die insgesamt 13 000 Jugendlichen, ferner Pläne für religiöse Sonderveranstaltungen, für die Treffen der Verbände und Heimatvertriebenen, Hinweise für die 13 kulturell-religiösen Ausstellungen (von denen die sogenannte Missio, die Missionsausstellung des Deutschen Missionsrates, al-

lein von über 84 000 Katholikentagteilnehmern besucht wurde), für Führungen und Rundfahrten zu alten und neuen Kölner Kirchen (die ständig überfüllt waren). Es gab eine Fülle hervorragender Konzert- und Theateraufführungen, die — wie auch die Programme zahlreicher Lichtspieltheater — thematisch auf den Katholikentag abgestimmt waren. Zusätzlich hatte das Lokalkomitee unter der umsichtigen Führung von Dr. Franz Lemmens 38 Diskussionsforen zusammentreten lassen, um den Besuchern Möglichkeit zur Aussprache zu verschaffen.

Nach Zahl, äußerem Ausmaß an Veranstaltungen sowie kirchlicher wie weltlicher Repräsentanz war Köln ein Höhepunkt in der Reihe der deutschen Katholikentage nach 1948. Die Frage, die man sich angesichts der zu erwartenden Tatsache schon vor den Kölner Tagen mit ernster Sorge stellen mußte, nämlich nach den spirituellen, religiösen Möglichkeiten einer solchen fast überdimensionierten Versammlung, kann man nachträglich positiv beantworten. Je weiter, umfassender der Rahmen solcher Veranstaltungen gespannt ist, je stärker die Teilnehmer den verschiedensten, ständig wechselnden Eindrücken ausgesetzt sind, um so größer wird die Gefahr, daß die notwendige Sammlung und Stille zum Gebet nicht aufkommen kann. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man feststellt, daß diese Gefahr gemeistert wurde, nicht zuletzt durch die Frömmigkeitshaltung der überverhältnismäßig stark vertretenen Heimatvertriebenen, die auf Grund ihrer besonderen Situation dem Kölner Katholikentag stark den Charakter einer großen Wallfahrt verliehen. Von diesen wie von den „Pilgern aus der DDR“ gingen die stärksten religiösen Impulse aus. Sie bezeugten die Realität des Wortes von der Kirche als Heimat und als Band der Einheit. Sie füllten — sichtbar — Tag und Nacht die Kirchen, bestimmten das Bild der Gottesdienste, Prozessionen und Andachtsstunden, für die im Programm die weitaus meiste Zeit vorgesehen war, und schufen so — weithin ausstrahlend und beispielgebend — das notwendige innere Gegengewicht zu dem äußeren Glanz der Veranstaltungen. Es war für sie allerdings eine Enttäuschung, daß der Tag der Begegnung, der seit Berlin und Fulda vor allem „ihr“ Tag ist, fast gänzlich mißglückte, da die Veranstalter offenbar die Bedeutung dieses Tages ein wenig unterschätzt und nicht die notwendigen Räumlichkeiten für die „Begegnung“ vorgesehen hatten (falls solche überhaupt in ausreichendem Maße vorhanden waren).

Wer während der Kölner Tage nichts anderes tat, als von Kirche zu Kirche, von Gottesdienst zu Gottesdienst zu wandern, war erstaunt über die unzähligen Scharen von Betern zu allen Tageszeiten. Die Kirchen wurden niemals leer. Betende Menschen: das war der große, überwältigende Eindruck von Köln. Dieser Katholikentag ist bei allem äußeren Glanz und Aufwand ein „frommer“ Katholikentag gewesen. Dieser Eindruck wird unterstrichen durch die Erfahrungen der Seelsorgsberatungen, die zum ersten Male in Köln von neun Klöstern während dieser Tage durchgeführt wurden und die sich außerordentlich bewährt haben, ferner durch den unerwarteten Andrang zu den Beichtstühlen, und zwar vom ersten Tag an, und schließlich durch die Anteilnahme der Gläubigen gerade an jenen Andachten, die — wie sie das Programm fast täglich vorsah — für die Erhaltung des Friedens in der Welt und für die verfolgte Kirche gehalten wurden.

Wir müssen immer wieder diese Seite des Katholiken-

tages betonen, weil jede Dokumentation über diese Tage (vgl. die folgenden Seiten) leicht den Eindruck entstehen läßt, in Köln habe die „große Zahl“ dominiert, und es sei hier vor allem „geredet“ worden. Das ist nicht der Fall gewesen.

Es ist von verschiedener — gerade auch von evangelischer — Seite darauf hingewiesen worden, daß die Kölner Tage in für manchen überraschender, ja befremdender Weise die „Dialektik“ des kirchlichen Lebens in der Welt zum Ausdruck gebracht haben. Sie waren stärker, als man das auf anderen Katholikentagen empfunden hatte, lokal geprägt; es war nicht nur ein Katholikentag in Köln, sondern ein „Kölner“ Katholikentag (obwohl weder im Präsidium noch unter den Rednern ein Kölner war). Kein Katholikentag bisher hat aber auch eine solche breite Repräsentanz der Universalität der Kirche gegeben. Der Kölner Raum und die Stadt waren in diesen Tagen von katholischem Leben, katholischen Zeichen und Symbolen absolut beherrscht. Dennoch verleugnete sich die Diasporasituation der Kirche nicht. Wenn z. B. unter den Gruppen von Betern, die bei der Schiffsprozession die Ufer säumten, Gruppen von schwatzenden, zigarettenrauchenden, würstchenessenden Menschen standen, so war das nicht nur schockierend, sondern echter Ausdruck eben dieser Situation. Die Großstadt lebte neben dem Katholikentag ihr „weltliches“ Leben weiter. Und die Redner bemühten sich durchaus, diese Fremdheit nicht zu verschleiern, sondern kräftig zu betonen. Auch die Anwesenheit so vieler Katholiken aus Mitteleuropa und so vieler Heimatvertriebener setzte sich in der Prägung des Katholikentages immer wieder durch und erlaubte kein Hochgefühl sicheren Besitzes. Und während sich in den großen Gottesdiensten und Umzügen die Kirche als eine Vorahnung des himmlischen Jerusalem zeigte, wurde in den Reden der öffentlichen Veranstaltungen die arme, von der Welt verfolgte und sich nicht mit Erfolgen, sondern im Kreuze ihres Herrn rühmende Kirche verkündet.

Die beiden öffentlichen Abendkundgebungen waren — erfreulich — kurz, sie hatten, zum mindesten ausklingend, Gottesdienstcharakter, sie beschränkten sich beide praktisch auf eine Rede von überdurchschnittlichem Rang. Der neue Versuch, in öffentlichen Versammlungen ohne Gesprächsmöglichkeiten das Thema des Katholikentages in neun Reden aus neun verschiedenen Aspekten zu beleuchten, blieb hingegen problematisch.

Die Themen waren durchweg theologischer Natur. Es entsprach, wie schon gesagt, der Dialektik des Katholikentages, daß nahezu alle Redner stark das „Fremdsein des Christen in der Welt“ betonten. Sie haben sicher, wie ein Redner es ausdrückte, die Zuhörer in dem Bewußtsein bestärkt, daß die Christen trotz aller Schwäche und Ausgesetztheit doch in der Kirche ihres Herrn Getröstete sein dürfen. Sie haben jedoch nicht immer die Fragen beantwortet, die den Gläubigen auf der Seele brannten und mit denen sie nach Köln gekommen waren. Der außerordentliche Erfolg der 38 Diskussionsgruppen, die das Lokalkomitee für die Besucher der ersten Tage eingerichtet hatte, hat gezeigt, daß auch das „einfache Volk“ nicht nur passiv sein will, wie das praktisch bei Vorlesungsreihen der Fall ist. Die „geistige Begegnung“ ist auf das Medium der „freien Aussprache“ angewiesen. Diese ist keineswegs nur für die Fragenden von Wert, sondern — vielleicht in erhöhtem Maße — für die Be-

fragten und Verantwortlichen, die auf diese Weise erfahren, was gedacht, gewünscht und erlitten wird. Man darf dem Risiko solcher „geistigen Begegnung“ nicht von vornherein aus dem Weg gehen. Es könnte sich die Gefahr einstellen, daß der Katholikentag in ein Nebeneinander von „Oben“ und „Unten“, von „Prominenz“ und „Volk“, auseinanderfällt.

Wenn es sich als Ergebnis der bisherigen Entwicklung der Katholikentage herausgestellt hat, daß die Tagung der Arbeitsgemeinschaften als Sachverständigengremien im Rahmen des Katholikentages nicht mehr möglich ist, so hat sich in Köln gezeigt, daß die öffentlichen Versammlungen dafür kein Ersatz sind. Die mehr oder weniger improvisierten Diskussionsgruppen in Köln deuten einen Weg an, wie dieses Problem zu lösen ist. Sie müßten in Zukunft in engere Verbindung mit den Kreisen der Arbeitstagung des Zentralkomitees gebracht werden, deren zeitliche und räumliche Abtrennung vom Katholikentag wohl jetzt endgültig durchgeführt werden wird, auf deren Ausstrahlung in den Katholikentag hinein aber dennoch nicht verzichtet werden darf.

Wichtig ist in diesem Zusammenhang die Mitteilung Pater Hirschmanns, des Leiters der Arbeitstagung, daß diese Kreise sich als permanente Gremien des Zentralkomitees für jeden Sachbereich konstituieren werden.

Als sichtbares Zeichen katholischer sozialer Verantwortung konnte auch in Köln dank der Tätigkeit von über 3000 freiwilligen Sammlern der Grundstein zu einer Katholikentagssiedlung gelegt werden. Im ersten Bauabschnitt sollen bis Weihnachten d. J. 164 Eigenheime gebaut werden.

Die öffentlichen Versammlungen

Die Kirche: Zeichen — Ärgernis — Gotteskraft

Auf allen Katholikentagen nach dem Kriege zeigte sich, daß Tausende von Teilnehmern sich nicht mit dem Erlebnis der großen Schlußkundgebungen begnügen wollen, sondern eine halbe Woche und mehr dafür opfern. Unter diesen Teilnehmern stellen die Besucher aus der Sowjetzone und die Heimatvertriebenen eine besonders bedeutende Gruppe. Es ist ganz natürlich, daß sie diese Möglichkeit zu einer Begegnung mit Gleichgesinnten nach Kräften auszunutzen trachten, die ihnen nirgends so geboten wird wie auf dem Boden der Kirche. Aber sie bringen auch den Wunsch mit, in diesen Tagen möglichst viel an geistiger Bereicherung zu empfangen. Auf den ersten Katholikentagen drängten sie zu den Sitzungen der Arbeitsgemeinschaften. Da deren Arbeit in so großem Kreis gehemmt wurde, setzte man in Fulda zum ersten Male öffentliche Versammlungen an, die den großen Kreis dieser Besucher aufnehmen sollten. So geschah es auch in Köln. Ja hier mußten schon in den ersten Tagen der Woche weitere Vorträge und Aussprachen improvisiert werden, die sehr fruchtbar verliefen.

Die drei offiziellen Versammlungen fanden am Donnerstag und am Freitag mit jeweils drei Parallelveranstaltungen im Festsaal und in den Hallen des Messegeländes statt. Sie waren steigend besucht. Die erste zählte trotz zeitlicher Kollision mit dem feierlichen Pontifikalamt im Dom etwa 8000 Teilnehmer. Ihre Zahl stieg beim zweiten und dritten Mal auf 15 000—20 000. Wenn man die Inanspruchnahme der Gäste durch viele Gottesdienste und

das übrige Programm berücksichtigt, verraten diese Zahlen ernste Aufgeschlossenheit für die Themen der Vorträge.

Die Vorträge hatten drei Wesenszüge der Kirche zum Gegenstand. Stadtpfarrer Hanßler, Stuttgart, Professor Hofinger SJ, Manila, und Josef Peters, Aachen, sprachen von der Kirche als dem Zeichen Gottes in der Welt. In der zweiten Versammlung behandelten Professor Volk, Münster, Dr. Robert Spaemann, Münster, und Stadtpfarrer Mayer, Wien, die Kirche als das Zeichen des Widerspruchs. Die Schlußvorträge über die Kirche als Gotteskraft in unserer Schwachheit hielten Professor Hugo Rahner SJ, Innsbruck, Frau Dr. Marga Klompé, Den Haag, und Frau Dr. Ludgera Kerstholt, Münster. Für jede der Veranstaltungen war ein Präsidium bestellt worden, das dem Zweck diente, bekannte Persönlichkeiten aus dem deutschen Katholizismus einem weiteren Kreis persönlich bekannt zu machen. In kurzen Korreferaten bekräftigten sie die Ausführungen der Redner.

Das Zeichen Gottes in der Welt

Bernhard Hanßler ging davon aus, daß die geistige Macht und das Ansehen der Kirche in neuerer Zeit in der Hinsicht gewachsen sind, daß viele Menschen heute erwartungsvoll, ja ungeduldig nach ihrer Selbstbezeugung Ausschau halten. Die Kirche wird ernst genommen, nicht nur in ihrem Wort und ihrer Lehre, sondern auch in der Person moderner, heiligmäßiger Menschen. Zwischen dem Glauben und dem Geist, zwischen der Heilkraft der Kirche und den Nöten des modernen Menschen bahnt sich eine immer ernsthaftere Begegnung an.

Die Dynamik der Kirche

Aber darin liegt nicht das Wesentliche des Zeichens, das Gott gesetzt hat. Die Kirche ist der sichtbare Ort und die sichtbare Gestalt der Selbstbekundung Gottes und der Begegnung mit Gott. Da sie uns Gott und sein göttliches Leben enthüllt, nennen wir sie mit ihrem erhabensten Namen die „Heilige Kirche“. Sie ist der Leib und die geschichtliche Erscheinungsform des menschengewordenen Gottessohnes. Darum ist es ihr tiefster Sinn, Gnade zu bieten. Und Gnade, das heißt Anteil an Gottes eigenem Leben. Dieses Wesentlichste der Kirche ist nur mittelbar und in seinen Wirkungen sichtbar zu machen: die Aufgabe der Gläubigen! Sie müßten von einem wahren Enthusiasmus des Übernatürlichen erfüllt sein. Wir mißverstehen die Kirche, wenn wir in ihr hauptsächlich eine Institution sehen, die unseren natürlichen Lebensraum sichert und dessen Ordnungen und Strukturen untermauert. Die Kirche tritt zwar für die Ordnung der Freiheit ein. Ja die Freiheit ist ein Grundzug ihres Wesens. „Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit“ (2 Kor. 3, 17). Aber es handelt sich um jene Freiheit, die in der Gotteskindschaft gründet, die sich in der vollen Dienstbereitschaft für Gott und den Mitmenschen äußert. Freiheit im Sinne der Kirche ruft die Person jedes einzelnen zu Wagnis und Hingabe auf. Dadurch wird der Christ frei von der Angst vor den Mächten und Apparaturen der modernen Welt, der Technik und der Gesellschaft, die ihn in seinem Selbstsein bedrohen. Wenn es uns gelänge, zu dieser Freiheit durchzustoßen, dann würde die Kirche uns zur Zuflucht werden, „zum Ort der inneren Emigration in der Unentrinnbarkeit der modernen Zwangsordnung“. Hanßler zitierte als Notschrei der gefährdeten Freiheit

einen Gebetsruf des Kardinals Humbert aus der Zeit der Reform Leos IX.: „Schütze, o Freiester von allen, Gott und Herr, deine einzigartige Freiheit!“

So betrachtet, ist die Kirche zugleich auch ein Zeichen Gottes wider die Welt. Sie weist uns den Weg aus dem ausweglosen Gewirr der innerweltlichen Wege. Doch darf das nicht so mißverstanden werden, als lebte die Kirche von einer inneren Feindschaft gegen die Welt. Sie macht die äußerste Anstrengung zur Rettung der Welt und baut auch sich selbst immer auf aus dem konkreten Stoff einer konkreten Zeit. Sie steht unmittelbar zu jeder Zeit und kann daher auch nicht in bloß konservativem oder restaurativem Denken verharren. Hanßler verwies auf Newman als Beispiel für die Zeitnähe der Kirche und äußerte den Wunsch, der englische Kardinal möge einst zur Ehre der Altäre erhoben werden. Eine müde Kirche wäre das Gegenteil der gestaltenden Kraft des Heiligen Geistes. Ihr Rettungsamt gegenüber der Welt muß sich heute vor allem in der Gestaltung der sozialen Ordnung bewähren; denn wenn Christus von dort schwindet, dann gelingt es schon in kurzem nicht mehr, auch nur noch die Idee der Gerechtigkeit, geschweige denn der Brüderlichkeit unter den Menschen zu bewahren. Hanßler schloß seine eindringliche Rede mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß die Kirche zwar nicht die Herrin, wohl aber die unentbehrliche Dienerin in unserer Epoche sein werde, die bei aller Verkennung ihrer Dienste für jeden Gutwilligen sichtbar Gottes Heilswirken bezeugt.

Die Charakterzüge der Kirche in der Gegenwart

Professor Hofinger schien durch seinen Namen die Erwartung geweckt zu haben, man werde von ihm Berichte aus den Missionen hören. Es war auffallend, daß weitaus die meisten Teilnehmer von den drei gleichzeitigen Vorträgen den seinigen bevorzugt hatten. Das besondere Interesse für die Missionen trat auf dem Katholikentag vielfach in Erscheinung.

Hofinger formulierte die Frage, wie denn die Glaubenswahrheit vom „Zeichen Gottes unter den Völkern“ in der Kirche unserer Tage sichtbar werde, und antwortete darauf zunächst mit einem kurzen Hinweis auf die Missionskirchen, besonders auf den Heroismus der chinesischen Kirche. Warum ein solcher Aufwand der Verfolger, um eine kleine, nur 1 % starke Minderheit sozial unbedeutender armer Bauern zu liquidieren? „Doch offenbar, weil mit dieser Handvoll Christen etwas in die Welt hineintragt, was den krassen Materialismus der Verfolger aus den Angeln zu heben droht!“

Aber wichtiger schien es dem Redner, die Zeichenhaftigkeit der Kirche in Deutschland und Europa zu betrachten. Denn gerade er als Missionar sehe, daß die Anziehungskraft der Kirche nicht hauptsächlich auf dem Beweis ihres göttlichen Ursprungs, sondern auf dem göttlichen Reichtum beruht, den sie ausstrahlt. Die Kirche steht nicht mehr wie einst im Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens und muß sich daher in ihrer Glaubwürdigkeit ausweisen.

Unter den Zeichen, mit denen die Kirche der Gegenwart sich und ihre göttliche Sendung ausweist, nannte Hofinger an erster Stelle die Liturgie. Damit berührte er von Neuem ein Anliegen, das er schon mehrfach auf den liturgischen Kongressen der letzten Jahre ausgesprochen hat. Die Nichtchristen suchen die Kirche vor allem in ihrem Gottesdienst. Und auch in den christlichen Ländern gibt

es kaum einen sichtbareren Beweis für ihre göttliche Lebenskraft als die Wiederentdeckung der heiligen Mysterien in ihrer Liturgie. Es sei deshalb überaus dringend, daß ihre ganze Heilskraft in den Gottesdiensten auch sichtbar gemacht werde. Es muß in ihnen auch von der Gemeinde her eine wahre Anbetung im Geist und in der Wahrheit zum Ausdruck kommen. Hofinger berührte neuerdings das Problem der gottesdienstlichen Sprache.

Doch der Gottesdienst kann die Kirche nur dann sichtbar machen, wenn er sich auf das Leben der Christen auswirkt. Diejenigen, die sich dem lebenspendenden Einfluß der Liturgie öffnen, geben zu der Erwartung Anlaß, daß man die Kraft der Gnade Christi an den Früchten erkennen könne. Die Allgemeinheit bildet sich heute ihr Urteil über die Kirche an den kirchentreuen Christen. Man versteht wohl, daß es traurige Ausnahmen gibt. Aber andererseits können ein paar musterhafte Gläubige ein Versagen des Durchschnitts nicht wettmachen. „Ein halber Heiliger hier und heute macht die Kirche dem Menschen von heute mehr sichtbar als drei ganze Heilige des Mittelalters.“ Daher kommt der Erziehung eines „strebenden Durchschnitts“ hohe seelsorgliche und missionarische Bedeutung zu.

Die christliche Caritas ist für Hofinger ein drittes unter den Gegenwartszeichen der Kirche. Er bezeugte vor allem die großzügige Hilfsstätigkeit für die Missionen, in der nicht nur Organisation sichtbar wird, wie sie auch aus rein menschlichen und natürlichen Beweggründen veranstaltet werden kann, sondern in der viele Beweise eines von der Liebe zu Christus und den Nächsten erfüllten Glaubensbewußtseins erbracht werden.

Ein besonderes Kennzeichen der Kirche in unserer Zeit ist das erwachende und wachsende Bewußtsein unserer Gemeinschaft und Einheit in Christus. Dieses Bewußtsein entzündet eine neue Einstellung und Haltung gegenüber der Kirche. Da wir in ihr Christus in unserer Mitte erleben, übertragen wir unsere Liebe zu Christus auch auf die Kirche. Das ist einer der bedeutendsten Aktivposten in der religiösen Situation der Gegenwart.

Dieser Aktivposten ist ein Ergebnis der liturgischen, aber auch der kerygmatischen Erneuerung, die sich heute vollzieht. Die Verkündigung hat einen wesentlicheren und vollständigeren Begriff von der Kirche entwickelt, als er jemals seit dem Zeitalter der Glaubensspaltung im Glaubensbewußtsein lebendig war. Dieser volle Kirchenbegriff ist auch geeignet, eine sachliche Auseinandersetzung zwischen den getrennten Christen zu fördern. Hofinger fand in diesem Zusammenhang Worte höchsten Lobes für den neuen Deutschen Katechismus, dessen Übersetzung in die anderen Sprachen dringend erwartet werde. Er schloß, indem er zusammenfassend unsere Aufgabe unter missionarischem Gesichtspunkt darin sah, die Schönheit und den Reichtum unserer Kirche sichtbar zu machen.

Die Kirche in der Auseinandersetzung mit den Zeitmächten

Auch der dritte Redner, Josef Peters, Mitglied der deutschen Missionszentrale in Aachen, betrachtete die Zeichenkraft der Kirche in der Gegenwart besonders vom Standpunkt der Mission aus. So gab er auch die Antwort auf die Frage nach dem Sinn von Groß-Katholikentagen. Sie sind Gemeinschaftsbegegnungen, in denen wir die weltweite Kirche erleben und die uns von selbst zu einem Anlaß werden, unseren Glauben an die allumfassende Weite

und Tiefe des mystischen Leibes Jesu Christi in neuer Glaubensfreude zu bekennen.

Aber bei einem solchen Bekenntnis können wir uns heute nicht mehr beruhigen. Denn die Strahlkraft des Leuchtzeichens Kirche ist mannigfach gehemmt. Freilich kann man das moralische Wunder der Kirche darin erblicken, daß Gott durch sie trotz aller menschlichen Schwachheit und Sündhaftigkeit souverän seine Ziele erreicht. Die Kirche widersteht im ganzen Lauf der Geschichte allen Versuchen zu ihrer Vernichtung, Auflockerung und Spaltung. Im Kontrast zu dem menschlichen Versagen hebt sich das Göttliche im Innersten der Kirche um so leuchtender heraus. Dennoch darf man nicht übersehen, daß das Allzumenschliche diese Strahlkraft verdunkelt.

Peters nannte in diesem Zusammenhang einige Zahlen über den Kirchenbesuch. In der Bundesrepublik Deutschland ist die Zahl der Katholiken, die den Sonntagsgottesdienst besuchen, zwischen 1950 und 1954 von 48,7% auf 47,5% gesunken. In Dortmund zum Beispiel sank sie von 40 auf 36%. Nach Einzeluntersuchungen beteiligen sich in sogenannten guten Pfarreien der Städte oft nur 10 bis 20% der Männer zwischen zwanzig und sechzig und nur 5% der männlichen Lohnempfänger aktiv am kirchlichen Leben. Das bedeutet, daß das göttliche Zeichen der Kirche an Strahlkraft, wenigstens außerhalb der Kirchenräume, die Hälfte verloren hat. Denn diese lauen Katholiken werden auch in ihrem Leben den Glauben der Kirche nicht sichtbar machen. Und diesen Verlust an Sichtbarkeit kann auch ein starkes religiöses Leben der Kirchentreuen innerhalb des Gotteshauses nicht ausgleichen.

Der Redner führte erschütternde Beispiele dafür an, daß die Bewohner der Missionsländer in Asien und in Afrika den Eindruck gewinnen, in Europa habe die Religion aufgehört, eine Lebensmacht zu sein. Das liegt nicht nur an den vielen abständigen Christen, denen sie daheim und in Europa begegnen, sondern auch daran, daß die praktizierenden Katholiken nicht genügend Mut aufbringen, für ihren Glauben Zeugnis abzulegen. Und selbst wenn sie das in Worten tun, zeugt ihre Anpassung an die modernen Lebensgrundsätze und Auffassungen häufig nur noch um so befremdender gegen die innere Wahrhaftigkeit ihrer religiösen Konfession. Es ist allgemein bekannt, wie schwere Schäden das Verhalten vieler Kolonialeuropäer den Missionen auf diese Weise zugefügt hat.

Dennoch fehlt es auch heute nicht an Beweisen für die Sichtbarkeit des göttlichen Zeichens in der Kirche. Peters beklagte die Schuld jener Presse, die viele echte Taten der Liebe und des Glaubensgeistes totschießt und so den Eindruck stärkt, als gäbe es deren keine mehr. Mangels genügender Sichtbarkeit des Christlichen nimmt bei vielen die geistige Blindheit gegenüber allen übersinnlichen Werten zu.

So ist ein sittlich-religiöser Leerraum in unserer Welt und Zeit entstanden, der nach einer neuen Erfüllung ruft. Die gottentfremdete Zivilisation als solche vermag dem modernen Menschen diese Wertverluste nicht zu ersetzen. Sie bringt sie ihm vielmehr in der Form seelischer Unbefriedigtheit und Lebensangst erst recht zu Bewußtsein. Er verlangt nach einer neuen Beseelung des Lebens.

Das Interesse für eine wie auch immer geartete Religion als letzte Sinngebung zeigt sich heute in vielfältigen Formen. Wir beobachten im Abendland ein üppiges Wuchern der verschiedensten Sekten und Arten von Aberglauben.

In den Heidenländern belebt sich die Teilnahme an heidnischen Kulturen. Selbst der organisierte atheistische Materialismus bedient sich pseudo-religiöser Handlungen und Formen.

Zwischen ihm und dem Christentum wird die entscheidende Auseinandersetzung in der Frage der Sinngebung des Lebens stattfinden. Die nationalen Kulte und Religionen in den Missionsländern sind für ihn keine ebenbürtigen Gegner im weltanschaulichen Ringen. Auch die nichtchristlichen universalen Religionen haben keine dauernde Chance. Der weltflüchtige Buddhismus hat dem irdischen Messianismus keine ebenso durchschlagende Idee entgegenzusetzen. Der Islam mit seinem Glauben an das Fatum wird der menschlichen Initiative nicht gerecht, die der Kommunismus zu so großen Hoffnungen aufmuntert. Dagegen haben Christentum und materialistischer Atheismus den gleichen äußeren Ansatzpunkt: die zukünftige Gestaltung dieser unserer irdischen Welt. Es geht um die Frage, ob diese Welt die Erlösung entbehren und aus ihren eigenen Kräften geheilt werden kann, wie der Kommunismus glaubt, oder ob die natürliche Ordnung nur aus der Kraft der Erlösungsgnade hergestellt und bewahrt werden kann. Diese Frage steht im eigentlichen Mittelpunkt der weltanschaulichen Auseinandersetzung in unserer Zeit, und gerade um ihretwillen ist die Kirche in einem Zeitpunkt der Weltkrise neu in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gerückt.

Aber diese geistige Führerschaft kann nicht das Eigentliche und Wesentlichste der Bemühungen der Kirche ausmachen. Die Kirche muß die Gnade in die Welt tragen und in neuen Menschen sichtbar werden lassen. Die Völker der farbigen Welt bezweifeln besonders drei Kennzeichen der Kirche. Ihre Einheit wird verdunkelt durch die Vielzahl der konkurrierenden christlichen Glaubensgemeinschaften. Auch darin wird die Notwendigkeit des Betens um die Wiedervereinigung der Christenheit deutlich. Die Katholizität der Kirche wird als Kennzeichen gefährdet durch die Bemühungen des Kommunismus, sie als Bundesgenossin der Kolonialherren anzuklagen. Die heiligende Kraft der Kirche wird durch das unchristliche Beispiel vieler Europäer fragwürdig in den Augen der Farbigen. Diese Verdunklung des göttlichen Zeichens ist die schlimmste von allen, und sie muß im Mittelpunkt unserer Verantwortung stehen. Diese Verantwortung werden aus verschiedenen Gründen hauptsächlich die Laien übernehmen müssen.

Die Menschheitskrise unserer Tage ist, wie Peters zum Schluß feststellte, in ihrem Kern nichts anderes als die auf Weltebene vorgerückte Weltanschauungskrise Europas. Darum werde sich das geistige Schicksal der Welt daran entscheiden, ob Europa zu seiner christlichen Weltverantwortung zurückfindet.

Der Widerspruch gegen die Kirche

Den Rednern der zweiten Versammlung war kein leichtes Thema gestellt. Dem Glauben an die Heilskraft der Kirche wäre weder mit einem Klagegedicht gedient gewesen noch mit entmutigender Kritik. Es ging um die Unterscheidung zwischen dem heilsgeschichtlichen und dem zeitgeschichtlichen Widerspruch. Der erste trifft die Kirche selbst, der zweite die Christen. Und es ging um die Aufgabe, die Theologie des Kreuzes ohne Abschwächung so zu verkündigen, daß die Kraft des Kreuzes und die Liebe zu ihm in die Herzen gesprochen wurden.

Echter und unechter Widerspruch

Die theologische Aufgabe wurde von Robert Spaemann, Münster, einem Laientheologen, mit eindrucksvoller Entfaltung der biblischen Lehre gelöst. Die Freude am Evangelium, so führte er aus, wächst aus dem Boden der Trauer darüber, daß Gott nicht erkannt wird und sogar, als er durch die Menschwerdung sichtbar geworden war, gesetzt wurde zum Falle vieler. Auch die Kirche muß durch ihre Existenz schon Widerspruch erregen. „Wehe euch, wenn euch die Menschen loben!“ Das ist Christi Urteil über den Versuch, sich mit den Mächten dieser Welt zu arrangieren. „Cäsar ist nie zufrieden mit dem, was des Cäsars ist, und er ist nie ein Freund dessen, der ihm nur das gibt, was ihm zusteht.“

Die Kirche und in ihr Gott selbst finden Widerspruch, weil Gott der Lebendige ist. Gott als Name für die Einheit des Kosmos oder die Idee einer moralischen Ordnung oder die Ideologie kollektiver Selbstsucht erregt keinen Widerspruch. Denn dieser Gott ist nur ein Symbol des Menschen für sich selbst. Widersprochen aber wird der Tatsache, daß der Schöpfer aller Dinge mit einer ganz bestimmten irdischen Geschichte unwiderruflich verbunden sein soll, zuerst mit Israel und nun mit der Kirche. Dieser Widerspruch tritt auf im Namen eines reinen Gottesbildes, richtet sich aber in Wirklichkeit als Ausdruck menschlicher Selbstherrlichkeit gegen den geschichtlichen Anspruch Gottes.

Er trifft auch die Kirche, weil sie die Menschen zwingt, sich diesem Anspruch zu stellen. Und darauf kann sie nicht verzichten, wenn sie ihrer Sendung treu sein will. „Die Tragödie der Geschichte liegt darin, daß der Mensch den Anruf der ewigen Liebe als Herausforderung zur Selbstbehauptung versteht.“ Dieses Mißverhältnis gründet in dem Mißtrauen gegen Gott, daß er es mit uns nicht gut meine.

Dieses Mißtrauen ist nicht rein natürlich erklärbar. Der Widerspruch gegen die Kirche beruht nicht nur auf einem Konstruktionsfehler in der Kirche selbst oder in der Welt, der sich in Ordnung bringen ließe, sondern er ist das Werk des Verführers von Anbeginn. Wir treffen den Verführer nicht dadurch, daß wir die von ihm Verführten hassen, wir treffen ihn am unmittelbarsten in uns selbst. Wie sollen wir dem Widerspruch gegen Gottes Herrschaft in der Welt begegnen, wenn wir selbst im Widerspruch zu seiner Herrschaft leben?

Aber sich der Herrschaft Christi vollkommen zu unterwerfen, so wie die Bergpredigt sie beschreibt, das bedeutet, daß man in der Welt zum Fremdling wird. Und „weil ihr nicht von der Welt seid, darum haßt euch die Welt“. Wir sind versucht, dem Haß zu entgehen, indem wir uns anpassen. „Es gibt aber einen Widerspruch, hinter dem die Macht der Finsternis steht und an dem wir erkennen, daß wir auf dem rechten Wege sind.“

Diesen Widerspruch erträgt der Christ im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe. Aber es gibt auch einen Widerspruch gegen die Kirche, der durch den Mangel dieser drei Tugenden herausgerufen wird. Die Gefahr der Gegenwart liegt darin, daß der Widersacher diesen unechten Widerspruch dazu benutzt, um die Menschen zu verführen, daß sie sich auf den echten Widerspruch gegen den lebendigen Gott einlassen und an dieser Gegenwart inmitten der Kirche Ärgernis nehmen, zu ihrem Unheil. Echter Widerspruch gegen den christlichen Glauben wäre es, wenn die ungläubige Welt daran Anstoß nähme, daß

die Christen „im Licht wandeln“. Solch ein Wandel würde natürlich ganz anders aussehen als der eines Menschen, der nur für dieses Leben lebt. Ein Ungläubiger müßte den Gläubigen manchmal für verrückt halten. Tatsächlich aber richtet sich der Widerspruch gegen den Glauben häufig dagegen, daß der Glaube im Leben der Christen keine Wirkungen hervorbringt. Wie soll man uns die Forderung nach einer durch und durch christlichen Erziehung abnehmen, wenn unser Leben dem der Nichtgläubigen zum Verwecheln ähnlich sieht? „Das Leben eines Menschen, der glaubt, muß nach den Worten des Apostels so aussehen, daß es ein ganz großer Reinfall ist, wenn der Glaube ein Irrtum wäre. Der Christ setzt sozusagen alles auf eine Karte. Aber setzen wir nicht auf zwei Karten? Richten wir nicht unser Leben so ein, daß es sich auch dann noch gelohnt hat, wenn der Glaube falsch war?“

Diese Rückversicherung erweckt den Eindruck, daß es uns als kirchlicher Gemeinschaft vielleicht doch nur um irdische Werte geht, etwa um politische Macht. Echter Widerspruch bestreitet der Kirche das Recht, sich überhaupt um Politik zu kümmern. Er verkennt, daß die Gottesherrschaft total ist. „Aber die Kirche würde die Einzigartigkeit ihrer Existenz, die souveräne Unbedingtheit ihres Anspruchs in den Schatten stellen, wenn sie diesen Anspruch mit dem durchaus legitimen Machtwillen einer politischen Partei so identifizieren würde, daß diese Partei als Repräsentation der Kirche im politischen Raum erschiene.“ Damit ist nichts gegen die Existenz einer Partei von Christen gesagt. Aber „es wäre ein Verhängnis für die Demokratie ebenso wie für die Kirche, wenn jede Wahl zu einem Glaubensbekenntnis werden müßte. Das würde es letzten Endes unmöglich machen, das Wahlergebnis überhaupt politisch auszuwerten.“ Es gibt politische Fragen, deren Lösung nicht Aufgabe der Kirche ist, sondern die aus der in das persönliche Gewissen genommenen politischen Einsicht der Wähler entschieden werden müssen. Hier kann sich die Kirche nicht einem unechten und unnötigen Widerspruch aussetzen, indem sie die rein politische Opposition auf sich zieht, der in einem gesunden demokratischen Staat jede politische Auffassung und Partei notwendig begegnen muß.

Der Eifer für die Gebote Gottes und die Rechte der Kirche darf nicht verwechselt werden mit einem kleingläubigen Sicherungsbedürfnis und der Furcht, daß Kirche und Christen womöglich überspielt werden könnten. Oza, der die Bundeslade mit seinen Händen stützen wollte, fiel tot um. Das Volk Gottes darf nicht sein wie die übrigen Völker, und auch seine Weise zu kämpfen nicht dieselbe.

Dazu bedarf es der Kraft der Hoffnung, daß das Reich Gottes von oben und nicht als Ergebnis unserer Mühen kommt. Echter Widerspruch gegen die Hoffnung entsteht aus dem Gegensatz zwischen ihr und den Erwartungen, mit denen die Welt die Herzen füllt. Sie sind heute vor allem wirtschaftlicher und politischer Natur. So müßte ein Christ, der nach Hebr. 13, 5 zufrieden ist mit dem, was er hat, und nach Röm. 12, 16 nicht hoch hinaus will, wie ein Trottel angesehen werden. Aber unterscheiden sich die Hoffnungen, die wir hegen, von denen anderer? „Es ist beinahe unmöglich, daß ein Christ sein Herz für alle Hoffnungen unserer Tage öffnet und doch Platz für jene eine große Hoffnung darin behält, auf die er sein Leben werfen soll.“

Darum darf auch die soziale Arbeit der Kirche nicht in Konkurrenz zu treten versuchen mit dem babylonischen

Turmbau des irdischen Messianismus. „Sie interessiert sich dafür, daß die Menschen hier und heute ein Dach über dem Kopf für sich und ihre Kinder bekommen, während der babylonische Turm erst bewohnbar würde, wenn er fertig ist.“

Tragen die Christen um ihrer geringen Hoffnung willen nicht Schuld daran, daß viele Mitmenschen in den Sog des falschen Messianismus geraten? Und zwar weil wir wohl auf unseren persönlichen Himmel hoffen, aber nicht ebenso auf den Anbruch der Gottesherrschaft? Wie ist es möglich, daß diese authentische christliche Hoffnung unter verfälschender Auslegung in die Hände der Sekten geraten kann, deren Anhänger zuweilen sagen: Davon, daß auch die Katholiken auf die Neue Welt am Tage Gottes hoffen, davon haben wir noch nie etwas gehört!

Auch die Liebe stößt auf Widerspruch. Zwar verlangt der Mensch nach Liebe, und sie wirkt so überwältigend und von Natur aus göttlich, daß der Atheismus die Botschaft der Liebe fürchtet und lieber durch ein System sozialer Maßnahmen ersetzen möchte. Aber ihr wird widersprochen mit dem Vorwurf, sie sei berechnend, ein Mittel zum Seelenfang. Und ferner, sie sei spröde, da sie nicht sentimental ist. Aber gibt es nicht auch bei uns Christen einen Mangel an Liebe, der Widerspruch erregt? Wenn auch die christliche Caritas der Institutionen bedarf, muß sie sich doch mit allem Nachdruck hüten vor der Gefahr der Bürokratie, der Angst vor Präzedenzfällen und dem Alldruck der schlechten Erfahrungen. Und für jeden einzelnen gilt: „Mit einem Altruismus in den Grenzen von Fleisch und Blut hat das Christentum noch gar nicht angefangen.“ Die so viel beklagte Begehrlichkeit der Massen findet eine sehr einfache Erklärung: Man kann in einen Menschen hineinstopfen, soviel man will, er wird sich immer für den Betrogenen halten, wenn er die Erfahrung der Liebe nicht gemacht hat.

Wenn nun der Böse sich des Widerspruchs gegen diese zu geringe Liebe bedienen will, um ihn in einen echten Widerspruch gegen die göttliche Liebe überhaupt zu verwandeln, macht er die Menschen mißtrauisch. So könnte man das Mißtrauen der unterentwickelten Länder und Völker erklären. „Wir haben die Möglichkeit, diesen Menschen die Liebe Gottes, die in Jesus erschien, sichtbar zu machen, wenn wir bereit sind, unseren eigenen Lebensstandard einzuschränken, um Menschen vor dem Verhungern zu retten.“ „Das einzige Mittel gegen das Mißtrauen, das der christlichen Liebe begegnet, heißt: mehr Liebe.“ Die größere Liebe in uns muß erwachsen aus der Erinnerung daran, wie wir von Gott geliebt worden sind. Kein Widerspruch kann die Liebe brechen, die aus diesem Dank entströmt.

Die Kirchentreuen und die Kirchengegner

Stadtpfarrer Joseph E. Mayer, Wien, redete mit der unmittelbaren Kontaktfähigkeit und Unverblümtheit eines echten Seelsorgers mitten aus dem Leben heraus. Nachdem er zu Anfang davon gesprochen hatte, daß das Christentum die Religion des Gekreuzigten und des Kreuzes ist, das schlimmer ist als der gewöhnliche Tod, fragte er die Zuhörer, ob nicht auch sie an einer so „einseitigen und negativen“ Darstellung unseres Glaubens Anstoß nehmen und Widerspruch anmelden wollten. So würde selbst auf einem Katholikentag der Widerspruch sichtbar.

Christ zu sein heißt Anteil erhalten am Schicksal Jesu. Deshalb kann kein Christ voller Empörung fragen, wie

denn die Religion dazu komme, ihm zusätzliche Schwierigkeiten zu bereiten oder gar ihm Leiden einzubringen. Und auch die Kirche selbst kann daran nicht vorbeikommen. Sie muß sich damit abfinden, daß auch sie vielen zum Falle bestimmt ist, und das Schwert in ihrem Herzen fühlen, daß trotz ihrer Seelsorge Verdammte in die Hölle stürzen. Simeon zerstört alle Illusionen über das Schicksal der Kirche.

Unter den vielen Widersprüchen, die gegen die Kirche erhoben werden, gehen ihr einige besonders zu Herzen. Sie stößt auf den Widerspruch der kirchentreuen Glieder. Freilich ist es noch schlimmer, wenn diese gar nicht widersprechen, sondern den „bigotten und fanatischen Pfarrer“ reden lassen und für ihre Person das Christentum adaptieren. Die Kirchenchristen widersprechen, weil das Christentum in der Prägung der Kirche zu kraß und zu extrem sei. Aber „mit welchen Listen haben nur die Christen des vergangenen Jahrhunderts das Kreuz erträglich gemacht“? Krippe und Kreuz sind handgreiflich, ungeistig, unfein. Da regt sich der Widerspruch: Wir haben uns vor dem rauhen Leben in die Kirche geflüchtet, und nun haltet ihr uns das Kreuz entgegen! Der Christ muß sein Kreuz lieben, an dem auch er sich zu Tode hängt. Selig, wer daran nicht irre wird. Leute, die nicht Blut sehen können und denen es widerstrebt, Windeln zu waschen, ätherische Naturen, werden nicht leicht Christen der Kirche Christi sein können.

Sodann widersprechen die Getreuen, weil die Kirche so maßlos sei. Sie plädieren für eine vernünftige Ermäßigung ihrer Forderungen, die auch für das Privatleben Raum lassen müßten. Sie fürchten, ausgelöscht zu werden. Sie widersprechen der Armut, den Warnungen gegenüber dem Lebensstandard und den modernen politischen, geschäftlichen und ehelichen Auffassungen. Schließlich ärgern sie sich daran, daß die Kirche so jenseitig ist. Sie vergällt die Freude am Leben. Sie verlagert das Schwergewicht so sehr ins Jenseits, daß wir das Gefühl haben, als ob wir auf Erden kopfstünden. Sie wünschen den Himmel als Draufgabe zu einem Leben, das sich auch in sich selbst lohnt. Jesus sagt ihnen: „Sie haben ihren Lohn schon empfangen.“

Der Widerspruch der Gegner der Kirche erkennt, daß sie in das soziologische Schema nicht hineinpaßt. Der selbstherrliche Staat kann keine Macht oder Vollmacht ertragen, die nicht von ihm kommt. Wirtschaft und Wissenschaft sehen sich von ihr relativiert. Sie ist nicht „aus dem Willen des Mannes“ erzeugt, und darum sind alle „Männer“ mit ihr verfeindet. Und nur weil der Versuch, „den Menschen mit Erde abzuspeisen“, mißlingt und die Sehnsucht des Menschenherzens unendlich ist, besteht sie diesen Feindschaften zum Trotz.

Die Feinde widersprechen ihr vor allem, weil sie die ganze und objektive Wahrheit verkündigt. Das nennt man unduldsam und unpraktisch und ereifert sich für die „subjektive“ Wahrheit. Noch unbequemer ist ihnen das Eintreten der Kirche für den unbedingten Willen Gottes. Man redet von der Zwingburg, von dem freiheitsfeindlichen kirchlichen Gehorsam.

Der Widerspruch wird zur Widertat. „Weil man der Kirche nicht habhaft werden kann, wird der Widerspruch in das Fleisch und Blut lebendiger Christen eingezeichnet.“ Das erleben die Glaubensbrüder hinter dem Eisernen Vorhang. „Um ihren Preis wird, so scheint es, der Friede der Welt erkaufte.“ Doch ist es auch nicht richtig, zu sagen,

die Kirche im Westen lebe in Frieden, sie gewinne. Der Widerspruch und Widerstand scheint sich zu versteifen. In jeder Gemeinde sind die Antiprediger am Werk: Sektierer, Wohlfahrtsprediger, Vergnügungspostel.

Der weltweite Widerspruch gegen die Kirche hat seinen ersten Grund darin, daß Gott größer ist als der Mensch. Er sprengt das menschliche Denken, und darum wird der Mensch zuweilen an seiner Offenbarung irre. Gott ist unbegreiflich. Und dann zumal, er ließ seinen Sohn am Kreuz sterben. Das Lachen des Kelsos hallt nach. Es gilt dem vollständigen Gegensatz dieser Tat zu den Lebensauffassungen und der Denkart der Menschen.

Es dürfte nicht sein, daß die Kirche von ihren Feinden Widerspruch erfahren muß wegen ihrer Getreuen, die große Ansprüche haben und Aussprüche tun, aber doch nur allzu gewöhnlich sind. Wenn das überhandnimmt, dann kann es von neuem geschehen, daß Gott die Kirche zu ihrer Schande und Strafe reinigt und richtet durch Propheten, die von außerhalb kommen.

Gegen den echten Widerspruch hat die Kirche zunächst nichts zu tun, sondern ihn zu erleiden. Wehe den Christen und Gemeinden, die ihn nicht mehr erfahren! Die Kirche betet nur, Gott möge die aufsässigen Herzen bekehren, und vertraut auf die Kraft des Opfers.

Aber der Widerspruch gegen die Kirche ist vergeblich; denn sie hat die Wahrheit und die Macht des Herrn hinter sich. Die ihr widersprechen, können nur in ihrem eigenen Namen sprechen, der vergänglich ist. Sie können die Heiligen töten, aber sie können nicht hindern, daß sie nach dem Tode weiterbeten, und dann wird ihr Gebet erst gefährlich. Gegenüber allen Widersprüchen und Widertaten gebührt der Kirche die Haltung der Besonnenheit und Gelassenheit. Sie wundert sich weder darüber, noch erschrickt sie davor. Sie setzt ihm ihr überzeugtes Credo entgegen.

Kirche, Ökumene und Welt

Professor Hermann Volk, Münster, betrachtete den Widerspruch gegen die Kirche vor allem unter dem Gesichtspunkt der Theologie des Corpus Christi mysticum und der Fragen um die Eine Kirche, deren hervorragender Kenner er ist. Christus, so sagte er, ist gekommen als unser Friede und unsere Versöhnung. Auch die Kirche steht ganz im Dienste dieser Heilstat. Darum lebt sie ganz und gar nicht aus eigener Kraft und nicht einmal nur aus dem Auftrag Christi, sondern aus seiner Gegenwart in ihrer Mitte.

Der Widerspruch gegen die Kirche äußert sich in vielen Formen. Schon wo die Kirche als etwas Nebensächliches behandelt wird, wo man zwar christlich, aber nicht kirchlich sein will, wird der Zusammenhang zwischen dem Herrn und ihr verkannt. Das ist durch die Enzyklika von 1943 wie nie zuvor offenbar geworden und wird heute weit über die katholische Theologie hinaus gesehen. Daraus ergibt sich, daß der Christ seine Zustimmung zur Kirche und seine Übereinstimmung mit ihr nicht auf ein Mindestmaß beschränken kann, sondern sich freudig zu ihr bekennen muß.

Allerdings wäre diese Freude falsch begründet, bezöge sie sich nur darauf, daß die Kirche ein beruhigendes und stabilisierendes Element in der Welt ist. Das wäre keine Bejahung der Kirche um Christi willen, sondern ein weltliches Denken.

Volk arbeitete dann den Begriff „Welt“ im biblischen

Sinne heraus, um von da her die inneren Gründe des Widerspruchs gegen die Kirche aufzuweisen. „Die Schöpfung wird zur weltlichen Welt, wo sie sich nicht mehr als Schöpfung versteht, Gott nicht mehr zum Herrn hat und Christus nicht mehr als den Erlöser anerkennt.“ So wird Satan der geheime Fürst der Welt, während sie vermeint, aus sich selbst zu bestehen. Christus enthüllt die Sündhaftigkeit dieses Stolzes. Aus dieser entgegengesetzten Interpretation des menschlichen Daseins entsteht der Widerspruch.

Dieser Widerspruch beruht im Grunde auf den anderen Wertmaßstäben der Welt. „Wenn die Menschen verschiedenes fürchten oder lieben, dann werden sie einander fremd.“ Die Weisheit der Welt wird vor dem Kreuze zur Torheit. Weil die Kirche durch ihr Lehr- und Hirtenamt, aber auch durch das Priestertum immer auf das Unzulängliche der Welt und die Ausschließlichkeit des Heils in Christus hinweist, gerät sie in den Bannkreis dieses Widerspruchs. Die Welt ist berauscht von sich selbst um der vielen Erfolge willen, die ihr ohne die christlichen Wertmaßstäbe gelungen sind. Mit ihren Erfolgen steigt auch ihr Selbstbewußtsein.

Daraus ergibt sich für die Zukunft die Perspektive immer unversöhnlicherer Gegensätze. Es ist der Kirche nicht verheißt, daß ihr Einfluß und Erfolg immerzu größer werden oder daß sie die Welt verchristlichen wird. Im Gegenteil, die Welt wird am Ende so machtvoll zu sein scheinen, daß selbst die Guten irre werden könnten. So kann man an dem Widerspruch gegen die Kirche geradezu erkennen, daß das Heil von oben in die Welt hereingebrochen ist. Andererseits kann man auch die Kirche nicht erkennen, wenn man nicht bereit ist, sich von der Welt abzuwenden. Die Kirche muß aber auch den entgegengesetzten Vorwurf ertragen: daß sie zu wenig christlich sei. Dieser Vorwurf versteht die Botschaft Christi als die Verkündigung einer rein innerlichen Religion, in der Dogmen, Sakramente und selbst die Heilsfunktion der Kirche als solche nebensächlich sind, ja sogar ein Hindernis für die Unmittelbarkeit des Verhältnisses zu Christus.

Aus der evangelischen Christenheit kommt der Widerspruch, die Kirche habe zuviel Menschliches an sich, maße sich an, was Christus allein vorbehalten ist, rede zuviel von sich selbst und beanspruche zuviel für sich selbst. Sie sei deshalb zuwenig transparent in Richtung auf Christus. Dieser Widerspruch ist nicht allein traurig wegen der Spaltung, die er hervorruft, sondern er ist auch schädigend für die Kirche selbst, weil dadurch die Glaubwürdigkeit der gesamten Heilsverkündigung betroffen wird. Denn nun stehen die Christen im Gegensatz zur ausdrücklichen Willenskundgebung ihres Herrn, der nur eine Kirche stiftete.

Um den Anspruch der Kirche zu verstehen, muß man daran denken, daß Christus nicht nur in seiner Gottheit makellos, sondern auch in seiner Menschheit ohne Irrtum und Sünde ist. Die Kirche ist aber nichts anderes als der mystische Leib dieser Menschheit. Alle Heilsbedeutung der Kirche kommt ihr aus diesem Zusammenhang zu und ist allein von Christus bewirkt. Auch die Treue der Kirche zu ihm und ihr Gehorsam gegen ihn ist sein Werk. Daher kann es gegenüber der Kirche ebensowenig einen Grund zur Besorgtheit oder Fragestellung geben wie gegenüber dem Herrn selbst.

Im Anspruch der Kirche ist die Heilstat Christi nicht verdunkelt, sondern voll anerkannt. „Was die Kirche von

sich selbst sagt, dient nicht der Kirche, sondern der Christenheit und Menschheit.“ Alle Ämter in der Kirche sind nur Dienstfunktionen. Überhaupt gibt es nichts Christliches, was nicht den Herrn zur Ursache hätte. „Ohne mich könnt ihr nichts tun.“ Die Kirche soll gewiß nicht nur von sich reden. Sie ist um so glaubwürdiger, je unmittelbarer sie auf Christus hinweist. Aber sie kann auch nicht unterlassen, zu sagen, was sie selbst von Christus her ist. „Wir geben die Hoffnung nicht auf“, so sagte Volk, „daß das rechte Sprechen von der Kirche nicht vergeblich ist.“

Der Widerspruch gegen die Kirche stellt ihren Gliedern die Aufgabe, in der rechten Weise für die Kirche Zeugnis zu geben. Wir verdunkeln ihre Glaubwürdigkeit nicht nur, wenn wir sündigen, sondern auch schon dann, wenn wir versuchen, das Christliche unchristlich zu tun. „Wer sich rühmt, rühme sich im Herrn.“ Man kann für das Christliche keine Reklame machen. Nur das Zeugnis selber wirbt.

Auch unsere Versäumnisse verdunkeln die Glaubwürdigkeit der Kirche. Der Schwerpunkt unseres kirchlichen Handelns liegt zwar auf unserm Verhältnis zu Gott. Aber dessen Darstellung gegenüber der Welt ist die Nächstenliebe. „Beruhigen wir uns nicht zu leicht bei dem Gedanken, die Verhältnisse seien nicht zu ändern, sie seien stärker als wir! Wir dürfen, wenn wir auch alles versucht haben, doch wenigstens nicht unterlassen, Zeichen dafür zu geben, daß wir sie ändern wollten. Müßten wir uns dann nicht wenigstens dem einzelnen mehr zuwenden? Könnten die Gemeinden nicht mehr tun für alle, die in Not sind unter Beanspruchung aller, die helfen können? Wäre dann unser Christentum nicht glaubwürdiger?“

Daß unser Zeugnis nicht freudiger ist und vergleichbar dem der ersten Christen, hat seinen Grund in einer Mattigkeit unseres Glaubens, der den Verheißungen Christi, soweit sie sich auf diese Zeit und Welt beziehen, nicht ganz traut. Man will zwar den Glauben nicht preisgeben, aber doch in ein positives Verhältnis zur Welt kommen und möglichst viel Anteil an ihr haben. Dann wird der Glaube zu einer lästigen Pflicht, während er doch frohe Hoffnung sein sollte. Er stört unsere Weltlichkeit, hindert uns aber auch an der vollen Freiheit der Kinder Gottes. Denn diese Freiheit von der Sorge um den Sinn des Lebens und die Übermacht der Welt ist die Folge des Bewußtseins, in Gott zu stehen, nachdem man sich an ihn hingegeben hat. Nur durch eine frohe Hingabe an die Kirche, ihre Führung und ihre Gnadenvermittlung werden wir zu diesem Glauben des Vollalters Christi gelangen können.

Gottes Kraft in unserer Schwachheit

Die Vorträge der dritten öffentlichen Versammlung sollten, vom Thema her betrachtet, die Synthese suchen zwischen der *theologia crucis* und der *theologia gloriae*, zwischen Kraft und Schwäche der Kirche; denn der Glaube an die Kirche kann in unserer Zeit schwerlich standhalten, wenn der Blick nur auf das eine oder andere geht. Dieser Aufgabe unterzog sich Professor Hugo *Rahner* SJ, Innsbruck, in einem Vortrag, dessen theologische Meisterhaftigkeit und Aktualität ebenso wie die Kunst trefflicher Formulierung die vielen tausend Zuhörer in atemloser Spannung hielten. Rahner ging es hauptsächlich um die bibeltheologische Vertiefung des Kirchenglaubens.

Er knüpfte daran an, daß christlicher Glaube nur eine einzige Form des Ruhmens und nur einen einzigen Ruhm in der Geschichte und auf Erden kennen darf: den Ruhm des Kreuzes Christi. Das Kreuz und im Zeichen des Kreuzes die Kirche, das Christentum und unser Glaube stehen im Gegensatz zu allem scheinbar Großen, Gesunden, schön Gewachsenen, Humanen, Verständlichen. Sie sind Torheit im Sinne menschlicher Weisheit. Ihre Signatur ist Schwäche, Asthenie. Warum dann Rühmen? Weil „Gottes Gewalt sich in Schwäche vollendet“ (2 Kor. 12, 9). Das Dynamit der göttlichen Gewalt ist in die Form gekleidet, die die Menschen als Asthenie, als Kümmerwuchs bezeichnen. Das Mysterium der Kirche liegt in der Kraft, die in Armseligkeit auftritt.

Das ist zunächst einmal die entscheidende Glaubenssache am Phänomen der Kirche. Dieser erschreckenden Tatsache gegenüber befällt uns die Versuchung, die Akzente falsch zu setzen: Wir möchten das Wesentliche der Kirche nur darin sehen, daß sie schon hinieden den glorreichen Gott vertritt, und wir möchten es als einen Tribut an die menschliche Schwäche zur Nebensache machen, daß in ihr auch Schwäche und Torheit sichtbar werden. Aber das Herrliche und das Schwächliche in der Kirche stehen nicht bloß im Verhältnis äußerer Koexistenz. Die Schwäche der Kirche ist ihre Stärke. Wie der Kreuzestod Christi beweist, zeigt Gott, daß das Heil der Menschen sein Werk ist und nicht das ihrige, indem er es mittels des Todes und der Schande am Kreuz bewirkt. „Wenn ich erhöht bin, werde ich alle an mich ziehen. — Damit deutete er an, welches Todes er sterben werde.“

Auch die Kirche, der Leib Christi, muß deshalb „am Holzgalgen ihrer Geschichte aufgehängt“ werden. Und der Mensch findet das Heil nur, wenn er es wagt, zu dieser Kirche glaubend aufzublicken. Wie Christus außerhalb der Mauern der irdischen Stadt Jerusalem zu sterben verurteilt wurde, so ist auch das Gottesvolk ausgestoßen „aus dem Ägypten der humanen Fleischtöpfe“. Die Kirche ist die Pilgerin durch die armselige Wüste ihrer welthistorischen Zusammenbrüche. „Überall an ihrem Wege liegen die Trümmer ihrer verrosteten Waffen, stehen die zerbröckelnden Grabmäler ihrer im Tod so klein gewordenen Großen. Immer hatte sie einen Moses und einen Aaron, aber immer auch murrendes Volk, immer Abfall und klägliches Versagen. Oft hat sie den Pakt mit dem je Gegenwärtigen zu früh geschlossen, oft hat sie die Zeichen der Zeit zu spät verstanden. Immer waren in ihr kleine, enge, sündige Menschen am Werk — führend, aber hindernd; planend, aber unweise. Die Kirche ist die müde, staubige Pilgerin durch eine Wüste.“

Noch einen zweiten Aspekt bietet das Geheimnis ihrer Nichtigkeit: Das Größte in ihr, das Ewige, das glorreich Heilige hüllt sich am liebsten in Schwäche, ist eine ganz inwendige Schönheit. Die Kirche lebt in Ungelehrten, Kranken, Kleinen, sie lebt „in den großen Unmenschlichen, die wir Heilige und die Welt Astheniker nennt“. Darum bedeutet die Kirche für uns ein echtes Glaubenswagnis.

Wenn man seinen Glauben an die Kirche allein aus dem Trost ihrer großen Stunden — auch der Stunden eines Katholikentages — oder ihren sichtbaren Erfolgen schöpfen würde, dann würde dieser Glaube zu leicht wiegen in der Stunde der Bewährung. Wir müssen die Schwäche der

Kirche nicht nur als Glaubensstatsache sehen, sondern deren Sinn darin erkennen, daß diese Tatsache uns zur Glaubensprüfung wird. Sie ist nach dem Vaticanum das große Zeichen unter den Völkern. Man lobt und rühmt sie. „Es hört das einer, der nicht weiß, daß dabei die Schlechten verschwiegen werden; er kommt, angezogen durch das Lob; er wird abgestoßen von den falschen Christen. Und dann kommen die anderen und sagen: Wer sind denn diese Christen? Wie sind die Christen? Geizkragen, Geschäftemacher sind sie. Sind es nicht die Christen, die das Theater und den Zirkus füllen? Dieselben, die an Festtagen die Kirche füllen?“ (Vgl. Aug. Enarr. in Ps. 99, 11.)

Ja sogar wir selbst werden irre oder müde an der Kirche wegen ihrer Armseligkeit. Was uns persönlich zu billiger Entschuldigung dient, bedenken wir an der Kirche mit messerscharfem Tadel. Wir müssen um unseres Glaubens willen lernen, die Kirche zu ertragen. Wir stehen manchmal da wie ihre erwachsenen Kinder, die hinter die Schwächen ihrer Eltern gekommen sind. Die Kirche kann uns „zur Glaubensgefahr werden, weil wir versucht sind, sie spiritueller, anziehender, eindrucksvoller, mitreißender zu wünschen. Schon beginnen wir heute wieder, das uralte Gespensterspiel von der Kirche des reinen Geistes aufzuführen. Es ist die teuflische Versuchung, das Reich Gottes nun doch schon auf Erden zu vollenden, sich für einen nur glorreichen Messias zu begeistern, das eigene Versagen abzuschieben in den Lobpreis einer Kirche der Geistigen oder des innerweltlichen Erfolges, der Konkurrenzfähigkeit mit anderen Religionsgemeinschaften. Nein, suchet nicht darin die Kirche dessen, der am Schandpfahl auch heute noch aufgehängt ist und nur so alle an sich ziehen will. Nur an dem göttlichen Wagnis einer Kirche der Versagenden und Mittelmäßigen, der an die Geschichte und an das eigene armselige Herz Ausgelieferten kann sich erproben, was Glauben heißt, Glaubensdunkel, Glaubensqual und Glaubensgewalt.“

In dieser ihrer Schwäche ist die Kirche nun aber das „sakramental demütige Zeichen der unwiderstehlich siegreichen Liebe“ Gottes und darum unsere Glaubensfreude. Nicht in dem Sinne natürlich, daß wir nun von der Pflicht entwunden wären, uns um die Überwindung dieser Schwäche zu bemühen, sondern weil wir so und nur so erkennen, daß sich in ihr die ganz anders geartete Macht Gottes verwirklicht, die überhaupt nur im menschlichen Versagen als solche sichtbar und erkennbar werden kann. Das ist für unser sinnhaftes Denken kaum zu begreifen. Auch von der Kirche gilt: Praestet fides supplementum sensuum defectui. Wie die Jünger den Herrn erst am Brotbrechen erkannten, so erfahren wir erst an seiner zerbrochenen Kirche: hier ist der Herr. Darum lieben wir die Kirche der Schwachheit. „Wir halten es für einen der überwältigendsten Beweise ihrer Einheit und Heiligkeit, daß sie und also wir immer jene human vornehme Verachtung zu erleiden haben, mit der man katholische Dinge abzutun oder schamlos interessiert zu analysieren pflegt. Wir zittern für sie, wenn wir sie von der Welt allzu geehrt sehen. Und wo immer es in der Welt eine Schande ist oder eine belächelte Rückständigkeit, katholisch zu sein, da wissen wir es in einer lautereren Glaubensfreude: das Königreich ist nahe!“

Aber nicht nur diese Schmach, sondern sogar die wirklichen Makel und Runzeln im Antlitz der Mutter erträgt unsere Liebe; denn „die Liebe erträgt alles“. Es ist mit

der Schwäche der Kirche wie mit der „glückseligen Schuld“ und der Schmach des Kreuzes, ohne die wir die Liebe des Erlösers nicht empfangen hätten. Darum müssen wir die Kirche „einfach unbändig und ungeteilt lieben“. In dieser Liebe vollzieht sich die Wandlung der Kirche aus Schwäche in Gewalt und aus Mißwuchs in Schönheit. Durch die Liebe der Gläubigen und in ihr wächst die Kirche heran zum Vollalter Christi und zur Dynamis Gottes in dieser Welt.

Frau Dr. Marga Klompé, Mitglied des Montanparlamentes und eine Führerin der niederländischen katholischen Frauen, behandelte ihr Thema unter soziologischen Gesichtspunkten. Sie charakterisierte zunächst die Umwelt der Kirche heute. Wir stehen im Jahrhundert der Automation, der Verkehrseinheit, des Erwachens der fernen Völker, der furchtbarsten Weltgegensätze zwischen Reich und Arm, zwischen dem ermüdenden Selbstbehauptungswillen Europas und dem Nationalismus der Farbigen, zwischen rasender Selbstverherrlichung des Menschen auf Grund seiner technischen Fortschritte und der Angst vor ihnen, zwischen der sicheren äußeren Gebärde und einer erschütternden inneren Rat- und Hilflosigkeit, zwischen Wissen und Leben. In der Suche nach einer Synthese sind weite Teile der Welt zur kommunistischen Gesellschaft übergegangen. Wie wird auf weltweiter Ebene die Kirche eine Synthese verwirklichen?

Defensive und Offensive

Die Kirche hat eine neue soziologische Stellung in dieser Welt beziehen müssen. Als Institution hat sie in der Menschheit nicht mehr das Zentrum inne. Ihr statischer Einfluß von ehemals muß einem dynamischen weichen. Ihre Aufgabe bleibt. Es ist die Aufgabe, „das Menschliche mehr und mehr in sich einzubeziehen und den ganzen Menschen und alles im Menschen in Christus zu taufen“. Diese Aufgabe verlangt personale und universale Erfüllung.

Die Kirche umschließt 18% der Erdbevölkerung und wächst nicht so schnell wie diese. Sie steht in weiten Teilen Asiens mit 1% der Bevölkerung in einem Kampf auf Leben und Tod, in Afrika, wo sie 8% umfaßt, in schwerer Gefahr, in Südamerika mit 90% vielfach hilflos vor ihrer Aufgabe. Ihr Kernland Europa ist durch den Eisernen Vorhang gespalten, im Westen vielfach beklommen oder in der Defensive.

Fragt man nach den Ursachen dieses Erscheinungsbildes, dann zeigen sich vor allem drei Faktoren: Die europäische Form des Christentums stößt auf schwere Ressentiments. Der Geist Europas hat nicht nur das Imponierende verloren; er ist überhaupt nicht mehr abzusetzen. Zweitens: Die Kirche verhält sich häufig für ein so dynamisches Zeitalter allzu statisch. Sie entfaltet ihre Werbekraft zu wenig. Im Bereich der Verwaltung wirkt sich das Nebeneinander und die Beziehungslosigkeit der Diözesen, Orden, Institute und Organisationen hemmend aus. Die notwendige Koordination sollte aber mehr im Sinne regionaler als zentraler Zusammenfassung vorgenommen werden. Drittens: Die Katholiken, Gemeinschaften, Priester und Laien lassen es an universalem Denken fehlen. Die Einengung ihres Horizontes wiegt sie in falsche Sicherheit. Man schiebt die Verantwortung nach oben ab.

Ist demnach die Kirche auf dem Rückzug? Der Glaube stellt diese Frage nicht. Aber was besagen die sichtbaren Zeichen? Äußere Mißerfolge und Rückschläge können die

göttliche Kraft in der Kirche mobilisieren und so einen inneren Gewinn bedeuten. Es waren Verfolgungen, die schon in der Apostelzeit und auch später zur Ausbreitung des Christentums führten. Der wachsende unchristliche Geist in Europa hat innerhalb der Kirche das Gemeinschaftsbewußtsein gestärkt und ihre Reihen geschlossen. So wird auch ihr Einsatz schlagkräftiger, wie es z. B. die weltweite Caritas beweist. Ferner: Daß die Kirche aus manchen Bereichen des öffentlichen Lebens verdrängt oder in ihnen zurückgedrängt wurde, hat zur Entwicklung der Eigenständigkeit der Kulturbereiche und zur Aktivierung des Verantwortungsbewußtseins der katholischen Laien beigetragen. So wächst die Kirche zu größerer Fülle. Endlich: die Frage nach dem Sinn des Lebens wird heute ernster gestellt; die Selbstgenügsamkeit der Vergangenheit schwindet dahin. Zugleich ist die Kirche mehr als je darauf bedacht, diesem Fragen mit neuen Mitteln und auf neuen Wegen des Apostolates zu begegnen. Ganz besonders gilt das für das Bemühen um eine Akkommodation der Missionen an die neuen Verhältnisse in jenen Ländern. So wächst die Katholizität der Kirche; ihre Aufnahme-fähigkeit für die Weltkulturen. Auch das Erwachen des ökumenischen Geistes ist eine erfreuliche Folge der neuzeitlichen Entwicklungen.

Die soziologische Überschau ergibt, daß alles darauf ankommt, den Schwund des institutionellen Einflusses der Kirche durch eine Steigerung des persönlichen Engagements auszugleichen. Dafür machte die Rednerin folgende konkrete Vorschläge:

An erster Stelle steht der Wunsch, die Kirche möge sich ernst um die Formen kümmern, in denen unser Glaube sich äußern soll, beispielsweise die Formen unseres Betens. Der Mensch von heute will ohne viel Umstände an den Kern der Sache. Es handelt sich selbstverständlich nicht um eine einfache Preisgabe der Formen, sondern um deren zeitgemäße Wandlung.

Sodann muß der Geist der Universalität und Katholizität der Kirche gepflegt werden. Das ist nicht nur im Hinblick auf die Missionen zu verstehen, sondern auch im Hinblick auf eine größere innere Weltweite und im Zusammenhang damit auf die Aktivierung sachkundiger katholischer Laien für die vielen Aufgaben der Verchristlichung der Welt. Warum findet man an den Stellen, wo die Begegnung von Kirche und Welt vor sich geht, immer nur dieselbe kleine Menschengruppe zur Stelle? Es muß doch auch andere geben, und wir müssen versuchen, sie zu finden. Im Anschluß daran zitierte die Rednerin jene Stelle aus den Schriften Karl Rahners, wo er dem Wunsch Ausdruck gibt, daß die Stellung des Laien auch kirchenrechtlich umfassender geregelt werden möge, so daß er nicht stets nur als Exekutor hierarchischer Befehle aufzutreten scheint.

Ferner ist es wünschenswert, daß die Kirche sich über die Grenzen hinweg durch die Zusammenarbeit ihrer Sachverständigen und durch die entsprechenden Institute in höherem Maße das wissenschaftliche Rüstzeug schafft, dessen ihre einsamen Streiter an der Front bedürfen, um den psychologischen, soziologischen und sozialen, politischen und weltanschaulichen Forderungen gewachsen zu sein, die an sie herantreten. Wenn es auch nicht von solchen Reformen und Mitteln abhängt, daß die Kirche ihre Sendung erfüllt, so sind wir doch wirklich Werkzeuge des Heiligen Geistes und haben die Pflicht, uns in jeder Weise brauchbar zu machen.

In einer ergreifend innigen Betrachtungsstunde und doch mit großer Nüchternheit entledigte sich die dritte Rednerin dieser Versammlung, Frau Dr. Ludgera Kerstholt, Münster, ihres Auftrages, wie der Versammlungsleiter in seinem Dankeswort bemerkte.

Wirken in der Schwachheit

Die Kraft der Kirche, sagte sie, ruht ganz und gar in dem, was an ihr göttlich und gottgewirkt ist. Nur als irdische Stätte der Gegenwart Gottes kann und wird sie vor der Zeit bestehen. Diese Elemente sind ihre heilige Liturgie, ihre Sakramente und die durch sie bewirkte Heiligkeit ihrer Glieder.

Gott hat sich in ihr noch mehr als in seiner Menschwerdung entäußert. Darum trägt sie notwendig die Schwäche alles Menschlichen sichtbar an sich. Diese wird offenbar in allen Erfolglosigkeiten und Rückschlägen der Kirchengeschichte: im Verlust ganzer Völker und Länder, im Mißbrauch der Religion zu irdischen Zwecken, in der Sündhaftigkeit der Gläubigen. Das alles macht Gottes wagende Liebe sichtbar.

In der Schwäche der Kirche verbirgt sich der tiefe Sinn, daß das Heil ganz und gar durch Gott gewirkt wird. Deshalb kommt es auf den menschlichen Erfolg nicht an. Der Erfolg ist keine christliche Kategorie. Und der Erfolg und Fortschritt des göttlichen Erlösungswerkes ist auch grundsätzlich nicht registrierbar.

Sichtbar wird eigentlich und immer nur die Schwäche und das Versagen gegenüber den erkannten Notwendigkeiten. Auch darin liegt ein positives Moment: Wir erkennen und vertrauen auf die unendliche Geduld und Langmut Gottes.

An der Erkenntnis, daß Gott immer im Kleide der Erniedrigung und der menschlichen Schwäche wirkt, müssen wir auch unsere eigene Aufgabe orientieren und richtig zu sehen lernen. Auch wir müssen in der Schwachheit wirken. Echtes christliches Wirken besteht im schlichten Zeugnis für die eigene Überzeugung. So legen es heute unsere Brüder in der Verfolgung ab, so die betenden Mönche, so die christlichen Arbeiter. Dieses Zeugnis tritt in der Gegenwart mehr und mehr neben die Wortverkündigung. Darum wird die Bedeutung der Laien für die Ausbreitung und das Wachstum der Kirche immer wichtiger, und zwar unabhängig davon, welche Aufgaben ihnen im Rahmen der Kirche übertragen werden.

Der Glaube an die Gotteskraft der Kirche im Gewande menschlicher Schwachheit muß darin Ausdruck finden, daß die Laien den Mut zur Verantwortung aufbringen, die Sache Christi und der Kirche zur ihrigen zu machen auch dann und da, wo die Furcht vor der Unzulänglichkeit und dem Mißerfolg sie abschrecken möchte. Denn die Gotteskraft liegt nicht in der Perfektion, sondern in der Macht des Gekreuzigten.

DER MITTWOCH

Die Eröffnung

Am Mittwochnachmittag wurde der Katholikentag mit einem Festakt in der Kongreßhalle der Kölner Messe eröffnet. Nach den einleitenden Worten des Vorsitzenden des Lokalkomitees, Dr. Franz Lemmens, stellte der Präsident des Zentralkomitees der Deutschen Katholiken, Karl Fürst zu Löwenstein, in seiner Begrüßungsansprache

fest, daß — wie der Kölner Dom und die Kirchen der Stadt zeigen — die Kirche das Schicksal unseres Volkes teile. Sie sei ein untrennbarer Bestandteil unseres Volkslebens. Es gehe daher nicht an, die Kirche auf das sogenannte rein Religiöse beschränken zu wollen. Es sei ein erfreulicher Fortschritt, sagte der Präsident des Zentralkomitees weiter, daß man bei uns heute weniger Gefahr läuft, mit der öffentlichen Meinung in Widerspruch zu geraten, wenn man feststellt, das Wort der Kirche könne weder als Einmischung zurückgewiesen noch überhört werden.

Das Zeichen Gottes unter den Völkern

„Freilich“, fuhr Fürst zu Löwenstein fort, „setzt das voraus, daß wir selber, die wir uns Christen und Katholiken nennen, die Lehre der Kirche auch da ernst nehmen, wo sie uns nicht bequem ist. Mit großem Ernst haben die deutschen Bischöfe in ihrem gemeinsamen Hirtenbrief zur Fastenzeit auf die Allzuvielen hingewiesen, die zwar Gott nicht leugnen, aber so leben, als gäbe es ihn nicht. Ein Katholikentag, der den Öffentlichkeitsanspruch der Kirche vertritt, wie wir es immer getan haben, ist daher vor allem ein Anruf an uns selber. Der hochragende Dom inmitten der Trümmer bürgerlicher Existenzen war zwar ein Trost, ein Zeichen von Gottes Erbarmen, aber auch eine Mahnung. Wir sind noch einmal davongekommen — wir Überlebenden, aber wir haben eine große Verantwortung.“

Von diesem Gefühl der Verantwortung waren die Aussprachen geleitet, die seit dem vergangenen Montag von den Arbeitskreisen des Zentralkomitees geführt worden sind. In ihnen haben Priester und Laien, Männer und Frauen aus allen Bistümern Deutschlands, aus den katholischen Gruppen und aus dem öffentlichen Leben, Wege geprüft zur Verwirklichung des uns alle verpflichtenden Auftrags:

Nicht Machtansprüche der Kirche durchzusetzen; nicht uns neben die vielen fordernden Interessengruppen, die den heutigen Staat bedrängen, als eine weitere zu setzen; sondern schlicht und einfach zu helfen, zu helfen dem Menschen von heute; zu helfen unserem geliebten Volk; zu helfen der heute auf Erden zusammenwachsenden Menschheit. Dafür wollen wir alle Kräfte einsetzen, die uns Gottes Gnade geschenkt hat, die uns aus einem großen Erbe überkommen sind, die uns aus den Möglichkeiten der Gegenwart anrufen.

Bei dieser Arbeit denken wir nicht nur an jenen Teil unseres Volkes, der in einer glücklicheren, aber auch gefährlichen Freiheit leben darf. Wir denken vor allem und zuerst an das Ganze.

Die deutschen Katholikentage sind immer mehr auch Tage der Begegnung mit Katholiken aus anderen Ländern der ganzen Welt geworden. Das erinnert uns daran, daß die besonderen Aufgaben, die uns deutschen Katholiken gestellt sind, heute im Rahmen einer umfassenden Verantwortung stehen: des Zusammenwachsens der Menschheit zur Einen Welt. Diese Eine Welt ist nicht nur eine Forderung der technischen, wirtschaftlichen und politischen Entwicklung; Gott will sie.

Das Wort vom Zeichen Gottes unter den Völkern steht beim Propheten Isaias. Das Zeichen, von dem der Prophet spricht, ist die Wiedervereinigung seines damals gespaltenen Volkes, als Frucht der großen Heilstat Gottes. Die große Heilstat Gottes ist gegenwärtig in der Kirche.

Sie ist das Zeichen Gottes unter den Völkern, daß wir alle eins werden!“

Das Präsidium

Danach stellte Fürst zu Löwenstein der Versammlung das Präsidium des 77. Deutschen Katholikentages vor.

Zum Präsidenten des 77. Deutschen Katholikentages sei Ministerialrat Dr. Josef Schneeberger, Mainz, gewählt worden. Ferner seien in das Präsidium berufen worden: Frau Hildegard Schulz, Frankfurt a. d. O., Ministerpräsident a. D. Dr. h. c. Karl Arnold, Düsseldorf, der Vorsitzende des Gesamtverbandes der Christlichen Gewerkschaften des Saargebietes, Peter Gier, Saarbrücken, und Graf Georg Droste zu Vischering, Vorhelm (Krs. Beckum).

Der Präsident des Katholikentages, Ministerialrat Dr. Josef Schneeberger, dankte im Namen des Präsidiums für die hohe Auszeichnung und das Vertrauen. Er begrüßte dann die versammelten Bischöfe und Oberhirten sowie den Bundeskanzler und die Vertreter der evangelischen Kirche.

Der Staat sagt ja zur Kirche

Nach einem kurzen Grußwort Dr. Konrad Adenauers, in dem er einleitend betonte, die Bundesregierung wisse sich mit dem Katholikentag einig, daß der Wiederaufbau des deutschen Volkes sich nur auf der Basis der christlichen Ethik vollziehen könne, sprach der Ministerpräsident des Landes Nordrhein-Westfalen, Fritz Steinhoff. Er wies auf die zunehmende gesamtdeutsche und übernationale Bedeutung der großen Kirchentage beider Konfessionen hin und betonte, daß im Zeitalter der Technik, in einer Zeit voller Bedrängnis und Unsicherheit die Rettung der Welt nicht allein von politischen und wirtschaftlichen Maßnahmen kommen könne. Kirche und Staat müßten daher in dieser Zeit zusammenarbeiten.

„Der Staat sagt ja zur Kirche... Der Glaube an die Würde der menschlichen Person, an die brüderliche Liebe, an die Freiheit und Gerechtigkeit, das sind die Grundwahrheiten, von denen auf die Dauer auch das demokratische Ideal der staatlichen Gemeinschaft in Wirklichkeit allein leben kann.“

Am Menschen ist fürchterlicher Frevel geschehen. Wir haben die Sünde am Menschen, diese Entwertung, Entwürdigung und Erniedrigung des Menschen in jener dunklen Zeit der Unfreiheit und der Knechtschaft des Geistes gemeinsam erlebt.

Was damals und was heute noch immer in bestimmten Gebieten und Ländern der Welt am Menschen gesündigt wird, das fordert von uns gemeinsam den heiligen Entschluß, das Menschenbild zu wahren, die Würde des Menschen in allen Bezirken zu achten, die Wahrheit vom Menschen in den Mittelpunkt unseres Denkens zu stellen und mitzuhelfen an einer Zeit, da die Würde des Menschen wieder in allem respektiert werde.

Mit der personalen Würde des Menschen ist unlöslich die Freiheit verbunden. Der abendländische Mensch ist der Mensch, der sich zur Freiheit bekennt. Die Freiheit ist nicht nur ein Zustand, nicht nur politische, wirtschaftliche und persönliche Forderung. Alle äußere Freiheit hat keinen Bestand, und keine Staatsform vermag sie zu bewahren, wenn uns selber der innere Drang fehlt, die Freiheit zu lieben, der Mut, sie zu schützen und zu verteidigen. Und das dritte Ziel, das uns vereinigt, ist der Kampf um die soziale Gerechtigkeit.

Daß am Eingang des Katholikentages die Grundsteinlegung eines Siedlungsdorfes steht, ein Symbol praktischer Bruderliebe, ein Zeugnis dafür, daß das große Gebot der Liebe, das der Stifter des Christentums aussprach, nicht überhört wird, erfüllt mich mit großer Freude . . .“

Die Grüße des Deutschen Evangelischen Kirchentages

Nach dem Willkommensgruß der Stadt Köln durch Oberbürgermeister Dr. Ernst *Schwering* überbrachte der Delegierte des Deutschen Evangelischen Kirchentages, Georg H. *Schniewind*, Wuppertal, die Grüße der evangelischen Brüder. Er sagte:

„Im Namen und im Auftrage des Deutschen Evangelischen Kirchentages, insbesondere seines Präsidenten, Dr. Reinhold von Thadden-Trieglaff, darf ich Ihnen zur Eröffnung des 77. Katholikentages die herzlichsten Grüße und Glückwünsche überbringen. Ich tue das um so lieber, als auch der Deutsche Evangelische Kirchentag stets, zuletzt noch in Frankfurt am Main, sich der herzlichen Teilnahme des Deutschen Katholikentages und darüber hinaus auch der tätigen Hilfe der katholischen Kirchengemeinden seiner jeweiligen Tagungsorte erfreuen durfte. Mir steht, während ich Ihnen diese Glückwünsche überbringen darf, das eindrucksvolle Plakat vor Augen, mit dem Sie zu diesen Tagen nach Köln eingeladen haben. Die weiße Schwurhand über dem kunstvollen Grundriß des Domes, aufgesetzt auf einem dunklen, beherrschenden Hintergrund. Ein Bild von großer Eindringlichkeit. Ein Bild, gesetzt für alles, dem Sie von Beginn her bis in diese Tage verbunden sind.

Aus dem Mittelpunkt des Bildes aber tritt dem zusehenden Betrachter im Grundriß dieser hohen Kirche ein Zeichen entgegen, das uns alle verbindet, von dem wir alle miteinander herkommen: das Kreuz.

Es ist das Kreuz Christi, das Kreuz unseres Herrn als Zeichen seiner für uns getragenen Schmach, das Kreuz als Zeichen der uns von Gott geschenkten Versöhnung. Ein Zeichen, das vom Tage seiner Aufrichtung her immer Menschen in seine Nachfolge rief.

In dem Hören auf diesen Ruf fühlen wir uns Ihnen heute nahe. In der Last, die dieser Anruf uns aufzuerlegen scheint, und in der Freude, daß dieser Ruf uns doch zugleich trägt. In der Mühsal täglich empfundenen Ungnügens und in der Festlichkeit erfüllter Stunden, die uns etwas von der zukünftigen Herrlichkeit ahnen läßt.

Was gibt es Schöneres und Notwendigeres, als mit Ihnen in dieser Stunde Gott den Herrn um Gnade und Vollmacht zu bitten? Der Herr der Kirche tue seine Wunder an den Menschen, die in unseren Zeiten sehr nach ihm fragen, und schenke Ihnen Vollmacht für einen Dienst, der uns gemeinsam führt zu tief beteiligter und verantwortlicher Mitarbeit an den politischen und kulturellen Problemen unseres Volkes und der Welt.

An einem solchen Geschehen, dem Inhalt und der Form, in der dieser Auftrag ausgerichtet wird, fühlt sich der Deutsche Evangelische Kirchentag zutiefst beteiligt und wünscht Ihnen, Herr Präsident, dem Zentralkomitee der Deutschen Katholiken und allen, die diese Tage vorbereiten, aus ganzem Herzen den Segen des lebendigen Gottes.“

Das Grußwort des Bundespräsidenten

Anschließend gab Präsident Schneeberger aus der Fülle der Glückwunschtelegramme das Grußwort des Bundespräsidenten bekannt. Es hat folgenden Wortlaut:

Das freundliche Grußwort, das Sie mir im Namen des Kölner Katholikentages sandten, darf ich mit herzlichen Dankesempfindungen und mit guten Wünschen für einen gesegneten Verlauf erwidern. Wie ich aus dem Plan für die Gliederung der weitschichtigen Veranstaltung sehe, ist die ganze Fülle der geistig-kulturellen wie der gesellschaftlichen Fragen, die unserer vielfach verwirrten und suchenden Gegenwart gestellt sind, in freier Unbefangtheit angegangen, aber die Antworten werden unter die Mitte einer religiösen Bezogenheit gerückt bleiben, um den Sinn und das Gewicht seelengeschichtlicher Kontinuitäten zu wahren. Davon wird der einzelne Kräftigung erfahren, das breite Volksgefühl aber, über die so ungerechte wie schmerzhaft zerreißen des staatlichen Gefüges hinweg, eine Sicherung der inneren Gewißheit gewinnen.

Theodor Heuss

Die Ansprache Kardinal Piazzas

In einer kurzen Ansprache richtete dann Kardinal Giovanni Adeodato *Piazza*, der Sekretär der Konsistorialkongregation, das Wort an die Versammlung: Er sei gekommen, Gruß und Segen des Heiligen Vaters zu überbringen. Er bewundere den politischen, wirtschaftlichen und religiösen Aufbau in Deutschland, das durch seinen Geist, seine Tapferkeit und seine Entschiedenheit seinen Platz im Konzert der Völker zurückgewonnen habe. Der wiederhergestellte Dom sei ein Symbol des wiedererstandenen Deutschland, das eine große Zukunft vor sich habe. Ein Beispiel für die große Tradition des Glaubens, der Treue, sei er ein Zeichen der Zukunft, die auf Gott vertraut. Die Treue, die der deutsche Katholizismus seinen Heiligen bewahrt habe, sei eine Bürgschaft für die Zukunft.

Der Reigen der Reden wurde mit einem Gruß- und Dankeswort (an die Mitarbeiter des Lokalkomitees) vom Erzbischof von Köln, Joseph Kardinal *Frings*, beschlossen.

Die Tage der großen Kundgebungen

DER DONNERSTAG

Die Wiedereröffnung des durch den Krieg stark beschädigten Domes in den Morgenstunden des Donnerstags gestaltete sich zum ersten Höhepunkt des diesjährigen Katholikentages. In Anwesenheit von sieben Erzbischöfen, 32 Bischöfen und über 300 weiteren Prälaten aus der ganzen Welt sowie den Spitzen der Bundes- und Länderregierungen, unter ihnen Bundespräsident Dr. Theodor Heuss und Bundeskanzler Dr. Konrad Adenauer, des Diplomatischen Korps und der Befehlshaber der örtlichen Nato-Truppen feierte der Sekretär der Päpstlichen Konsistorialkongregation, Kardinal Giovanni Adeodato *Piazza*, vor mehr als 12 000 Gläubigen im Dom, diesen zugewandt, und vor über 30 000 Gläubigen vor dem Dom das feierliche Pontifikalamt.

Kardinal *Frings* verglich in seiner Predigt den feierlichen Gottesdienst mit der glänzenden Säkularfeier des Domes von 1848, der Weihe des ganzen Domraumes im Jahre 1863 und mit dem Kölner Domfest von 1948. Der Dom, so betonte er, sei ein Gotteshaus zu Ehren des Allerhöchsten und die Mutterkirche der ganzen Diözese. Wenn die Kölner einmal diesen Sinn und die Zweckbestimmung des Domes vergessen würden, wären sie sei-

ner nicht mehr würdig, und er würde besser in Trümmer sinken, als daß er zu profanen Zwecken entweiht würde.

Der Dom sei ferner ein Kunstwerk ersten Ranges, eine Darstellung des himmlischen Jerusalems; er atme reinste, edelste Gotik. Der Kölner Dom, fuhr Kardinal Frings fort, sei im vorigen Jahrhundert ein Sinnbild der Einheit Deutschlands und seiner Stämme geworden. Beim Domfest von 1948 habe sich seine Bedeutung zu einem Sinnbild des christlichen Abendlandes ausgeweitet. Denn nach dem Schrecken des Weltkrieges wären die obersten kirchlichen Vertreter der europäischen Länder bei diesem Fest vertreten gewesen. Aber auch heute beim Katholikentag werde das christliche Abendland beten um den Frieden Christi, den Frieden der Welt, um die Befestigung des Glaubens und um das Wachstum der Liebe.

Den ganzen Tag über blieb der wiedereröffnete Dom das Hauptziel der Katholikentagsbesucher aus Ost und West.

Das Licht leuchtet in der Finsternis

Am Donnerstagabend versammelten sich ungefähr 30 000 Menschen zur ersten Abendkundgebung an der Südseite des Doms. Nach der Begrüßung durch den Vizepräsidenten des Katholikentags, Ministerpräsident a. D. Karl Arnold, sprach Werner *Bergengruen*, Zürich. Er sagte:

Zum vierten Male hat die vielgeliebte, ehrwürdige Erzbischöfsstadt am großen Strom unseres Landes zu Tagen festlicher Besinnung zu sich gerufen. Diesen Tagen ist, wie Sie wissen, der Leitgedanke: „Die Kirche — das Zeichen Gottes unter den Völkern“ gegeben worden.

Ich darf Ihnen sagen, meine lieben Zuhörerinnen und Zuhörer, daß es mich freudig durchzuckt hat, als mir innerhalb dieses Gesamthemas als besonderes Stichwort der johanneische Evangelienvers „Lux in tenebris lucet — das Licht leuchtet in der Finsternis“ zuteil wurde. Denn damit war mir, der ich vor dem Abstrakten leicht ein wenig zurückschrecke, etwas sinnlich Wahrnehmbares in die Hand gegeben worden, ein großes Bild und ein großes Symbol. Die Leute meiner Art, die Künstler und Dichter, sind ja nicht in erster Linie Menschen des Gedankens, sondern Menschen des Bildes und der Gestalt, Menschen der Anschauung; das heißt, alles dessen, was mit Hilfe der von Gott gegebenen Sinne und des von Gott gegebenen Herzens erfahrbar und zugleich erfassbar ist. So ist denn unsere Art und Aufgabe nicht das Lehren, nicht das Entwickeln von Gedanken, sondern das Aufrichten von Bildern und Gestalten.

Lux in tenebris lucet — das Licht leuchtet in der Finsternis —, man kann sich keinen einfacheren, keinen lapidarerer Satz vorstellen als den, der von diesen sechs Worten — im knapperen Latein sind es nur vier — gebildet wird. Auch der Vorgang, wie ein dunkler Raum plötzlich erhellt und damit verwandelt wird, ist einem jeden vertraut, gleichwie das Wort selbst jedem Christen aus dem Schlußevangelium vertraut ist. Und doch ist dies mit Anschauung gesättigte Wort zugleich unausschöpfbar; es könnte den Stoff für eine lebenslängliche Meditation abgeben. Es umschreibt den vollen Umfang unseres Daseins auf der Erde. Es ist etwas wie eine Magna Charta des natürlichen und übernatürlichen Lebens.

Das Licht geht dem Leben voraus

Das Zeichen, das Gott unter den Völkern aufgerichtet hat, mußte ein weithin sichtbares, ein weithin strahlendes, weithin ausstrahlendes sein.

Es muß leuchten in der Finsternis. So sehen wir die Kirche als die Stadt auf dem Berge, die nach dem evangelischen Wort nicht verborgen bleiben kann, die Stadt, deren Fenster das blitzende Licht des Morgenrots wie der Abendröte spiegeln und ins abendliche, ins nächtliche Dunkel hinein das Licht ihrer Lampen fallen lassen, bis an die Stunde, da der volle Tag erscheinen wird.

Wir gewahren ein überwältigendes Bild: das riesenhafte Gebäude der Kirche mit seinen zahllosen Türmen, Dächern, Kapellen, Portalen, Vorhallen, Anbauten und Denkmälern von der Erde dem Himmel zuwachsend, und wir empfinden zugleich, daß das Wort von der Stadt auf dem Berge noch etwas anderes besagen will. „Auf dem Berge“, das heißt ja: auf den Felsen gebaut und daher begnadet mit der Verheißung, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollen.

Mit ihrem Lichtcharakter steht die Kirche mitten in der Schöpfung Gottes, als deren vorzüglichstes Lebelement sich das Licht uns darstellen will. Die ersten Sätze der Heiligen Schrift überliefern uns das göttliche Wort: „Es werde Licht!“, und die Erschaffung des Lichts können wir als die wahre Geburt des Kosmos feiern. Mit dem Anbruch des Lichts hob sich aus der wüsten Verworrenheit des Chaos die gliederbare, die gegliederte, das organische Leben und als letztes den Menschen erwartende Welt. Das Licht schon als bloße Naturerscheinung nährt alles Leben auf der Erde, und nur eine kleine Anzahl niederer Tiergattungen ist in der Lichtlosigkeit daheim. Alles höhere Dasein setzt das Licht voraus als den Sieg über Dunkelheit und Kälte.

Der menschliche Erfindungssinn ist durch Jahrtausende geschäftig gewesen, im wörtlichen Sinne das Dunkel zu erhellen. Vom harzgetränkten Kienspan und der Fackel ging der immer heller werdende Weg zur Kerze, zur Beleuchtung mit Hilfe aus Steinkohle gewonnener luftförmiger Stoffe bis hin zu den gewaltigen Lichtmassen, die der elektrische Funke über den Räumen unserer Großstädte aufflammen macht. Das ganze Dasein des bildenden Künstlers, des Photographen, der Filmwirtschaft, der Farbenindustrie, der optischen Industrie und ausgedehnter Gebiete der Physik, der Astronomie, der Medizin — erinnern Sie sich an den Röntgenapparat — ist doch nichts anderes als eine immerwährende Dienstbarkeit gegenüber dem Licht in seiner Nutzbarkeit, Unentbehrlichkeit, Festlichkeit und Lebensurheberschaft. Das Licht, das in der Sonne, im Golde, im Wein, im Öl, im Honig, in den geschliffenen Steinen, im spiegelnden Wasser seine großen irdischen Symbole fand, ist aber von jeher mehr gewesen als eine Naturerscheinung, wie ja alles Natürliche uns als Zeichen für etwas Übernatürliches gegeben wurde; und der höchste Dichtervers unserer Muttersprache sagt ja: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.“

Licht — Symbol des Göttlichen

So ist das Licht bereits in den frühesten Kulturen der Heidenzeit als eine Erscheinungsform des Göttlichen empfunden und geehrt worden. Der ägyptische Obelisk wurde als Bild des Sonnenstrahls errichtet, und König Echnaton stimmte seinen Licht- und Sonnengesang an. Im Alten Bunde wird der Psalmist, werden die Propheten nicht müde, die Herrlichkeit Gottes im Licht zu verkünden und zu preisen und auf die volle Klarheit hinzudeuten, die in der Lichtfülle der Christnacht offenbar werden sollte.

Wir wissen heute, daß infolge der Beschaffenheit unseres Auges nur ein winziger Teil der im Kosmos tätigen Lichtstrahlen in unsere optische Wahrnehmung gelangt. Gamma- und Röntgen-, ultraviolette und infrarote Strahlen bleiben außerhalb unserer visuellen Aufnahmefähigkeit. Eine Beschränkung ähnlicher Art ist dem Menschen auch vor dem übernatürlichen Lichte verhängt. Wie der Apostel Paulus an seinen Schüler, den Bischof Timotheus von Ephesus, schreibt, wohnt Gott in einem unzugänglichen Licht. Dem Menschen auf Erden ist nur ein Ausschnitt, ein Abschein schaubar und erträglich. Wir sehen jetzt unvollkommen wie in einem Spiegel voller Rätsel, aber es ist uns zugesagt, daß das Vollkommene erscheinen und das Unvollkommene verzehren wird.

Denken Sie daran, daß Goethe die Farben als die Taten und Leiden des Nichts definiert hat, und erinnern Sie sich der Rolle, die den Farben im ehrwürdigen Kultus der Kirche zugewiesen ist — oh, der Beziehungen, denen nachzusinnen sich lohnte, ist ja kein Ende! Ich könnte mir eine ganze Theologie des Lichts denken gleichwie eine Theologie der Feuchtigkeit, eine Theologie also des natürlichen und des sakramentalen Wassers, des Weines, des Öles, des Blutes, der Tränen, der Ströme und des Taus, die sich ganz von selbst zu einer Theologie der natürlichen und übernatürlichen Fruchtbarkeit entwickeln würde.

*Die Kirche — der Leuchter, dem das Licht
anvertraut ist*

Brauchen wir das Wort Licht in einem gleichnishaften, übernatürlichen Sinne, so tun wir das nicht in Willkür, sondern eingedenk dessen, daß Christus selbst nicht nur sich ausdrücklich als das Licht bezeichnet, sondern auch zu seinen Aposteln und Jüngern und damit zur ganzen Kirche und zu allen ihren Gläubigen gesagt hat: „Ihr seid das Licht der Welt“ — ein ungeheures Wort, das an jeden es Hörenden und Aufnehmenden einen ungeheuren Anspruch erhebt. Dies Wort gehört zur Wesensbestimmung der Kirche und zu ihrem Auftrag. Es ist ihr Amt, in der Finsternis zu leuchten. Es ist ihr Amt, das Licht der Ewigkeit, Licht des Glaubens, Licht der Erkenntnis, Licht der Liebe zu bewahren und ausstrahlen zu lassen. So ist sie selbst die Sichtbarkeit des Unsichtbaren. So weit es dem Menschen gegeben ist, innerhalb der Zeitlichkeit das Ewige, das nicht mit den Sinnen Ergreifbare wahrzunehmen, so weit gewährt die Kirche uns diese Wahrnehmung.

Ich weiß nicht, wann und wo und von wem zum ersten Male das Wort Mater Ecclesia, das Wort von der Mutter Kirche gebraucht worden ist. Wir sind an dieses Wort gewöhnt, wie Kinder an das Wort Mutter gewöhnt sind. Aber als dieses Wort zum ersten Male fiel, da muß es für die Hörer oder Leser etwas Überwältigendes, etwas überirdisch Ergreifendes gehabt haben.

Plötzlich sah der Gläubige sich hineingestellt in eine nie nachlassende, in alle Ewigkeit ihn einschließende Mütterlichkeit, als deren Urbild er die himmlische, aber auch die irdische Mutter erblicken durfte. Die Kirche erscheint uns als die Mutter, die mit dem Licht in der Hand tröstend in das nächtliche Zimmer tritt, in dem die von schweren Träumen gequälten und angefochtenen Kinder aus dem Schläfe ihre Angst hinausschreien.

Die Kirche ist der kostbare Leuchter, dem das Licht anvertraut wurde. Sie ist die brennende Kerze, welche die Erleuchtung der Seelen durch Christus sinnbildet. Sie ist

nicht nur die Bewahrerin, sondern auch die Verwalterin und Ausspenderin des Lichts, als dessen Strahlen wir die heiligen Sakramente, die Verkündigung des Evangeliums und jede geistliche Verrichtung begreifen dürfen. Und wie die ewige Lampe in der Nähe des Tabernakels uns die sakramentale Gegenwart des eucharistischen Heilands bezeichnet, so bezeugt und verbürgt uns die Kirche die immerwährende Gegenwart dessen, der gesagt hat: „Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt.“

Die tief sinnige Lichtsymbolik der Kirche begleitet uns durch das Kirchenjahr von Advent zu Advent. Was ist zum Beispiel der Heiligenschein der kirchlichen Kunst anders als eine Lichtglorie, die auf die Lichterfülltheit seines Trägers oder seiner Trägerin hinweist? Und wie sehr gehören der Morgenstern, die Mondsichel, der Regenbogen und der Blitz als bedeutungsvolle Bilder in die religiöse Vorstellungswelt! Die kirchliche Lichtsymbolik begleitet aber zugleich auch jeden einzelnen Gläubigen durch seine ganze Lebenszeit von der Taufe an. Ja, wir wissen, daß das Licht noch in das Dunkel des Todes hineinleuchtet und daß sein Schein auch über den Gräbern steht. Weihnachten und Ostern sind Lichtfeste, Pfingsten ist das Fest des dem Licht fast wesensgleichen Feuers. Immer wieder, in zahllosen Formen und Abwandlungen, ruft die Liturgie der Kirche, ruft der fromme Brauch uns zu: „Ihr seid Kinder des Lichts.“ Ich brauche nur das Wort Kerze auszusprechen, und flugs ist jeder von Ihnen erinnert an die Weihe der Kerzen, des Feuers, des Taufwassers, in das zu dreien Malen die Osterkerze getaucht wird, an Lichterprozessionen, an das dreimalige „Lumen Christi!“ bei der Entzündung der drei österlichen Triangelkerzen, an Opferkerzen, an die Sterbekerzen, die Allerheiligen- und Allerseeleengebräuche. Alles gemahnt uns an die Lampe der ewigen Hochzeit, die Christus mit seiner Kirche, aber auch mit jeder einzelnen Seele unablässig zu vollziehen begehrt — er, der als lumen de lumine, als Licht vom Lichte auf unsere dunkle Erde gekommen ist, um jeden Menschen zu erleuchten.

Man ist heute, auch innerhalb der Kirche, vielfach geneigt, mit einem gewissen Nachdruck Christentum und Kultur gegeneinander abzugrenzen und zu betonen, daß das Christentum seiner Natur nach nicht an bestimmte Kulturkreise, Kulturzustände und Kulturepochen gebunden ist. Nun, es kann keinen Zweifel daran geben, daß die Sendung der Kirche keine kulturelle ist. Es geht ihr um das Heil der Seelen und um nichts anderes. Aber es ist nun die Art des Lichts, daß sich seine Leuchtkraft nicht einschränken läßt. Man kann es nicht hindern, daß außer dem Raume, für den es angezündet wurde, auch benachbarte Räumlichkeiten von seinen Strahlen erleuchtet werden, wenn man nicht vorsätzlich und fast mit Gewalt die Türen und die Fenster zusperrt. So meine ich, wir haben allen Anlaß, unserer Mater Ecclesia freudigen Herzens auch für manches zu danken, was sie außerhalb und unbeschadet ihres eigentlichen Auftrags verrichtet hat. Ich denke hier insbesondere daran, daß die Kirche es gewesen ist, welche alle geistigen Schätze des vorchristlichen Altertums über die barbarische Nacht der Völkerwanderungszeit hinübergerettet hat. Ihr allein verdanken wir es, daß uns die großartige Disziplinierung der Geister, die formende, maßstäbliche Kraft der Antike nicht verlorengegangen ist, daß das auf den Gebieten der Philosophie, der Mathematik, der Naturwissenschaften, der Medizin, der Rechtswissenschaft, Geschichtsschreibung und Dichtung

in langen Jahrhunderten von Griechen und Römern Geschaffene und Gewonnene in das Leben unserer Vorfahren einzugehen vermochte. Ihr verdanken wir die Entwicklung der Musik und der bildenden Künste, ihr verdanken viele Völker den Weinbau, das gehobene Handwerk und alle höhere Lebensgesittung, ihr die Schmeidung, Biagsammachung und Bereicherung junger, noch unentwickelter, aber von Natur bildungsfähiger Völkersprachen. Es ist schwer zu sagen, wie sich ohne diese mütterlich behütende, überliefernde, anleitende und Keime entwickelnde Tätigkeit der Kirche die geistige Geschichte des Abendlandes gestaltet hätte; man kann vermuten, daß sie an einem Nullpunkt hätte beginnen müssen.

Die Finsternis hat das Licht nicht begriffen

Aber haben wir denn vergessen, daß unser Ausgangswort — dies Wort des heiligen Evangelisten und Apostels Johannes, der ja vor anderen der Evangelist und Apostel des Lichtes ist —, daß dies Wort nicht lautet: „Das Licht leuchtet“, sondern: „Das Licht leuchtet in der *Finsternis*“? Das Licht wird ja offenbar an seinem Gegensatz, es erscheint auf dem Hintergrunde des Dunkels, und auch wo wir beglückt im vollen Sonnenglanz des natürlichen Lichtes stehen, da ist doch in uns allen jene Erinnerung an das Dunkel mächtig, aus der wir das Licht erst wahrnehmen und uns dankbar seiner heilenden Kraft erfreuen können.

Wohl ist uns gesagt, wir seien Kinder des Lichts. Aber dies Wort soll uns nicht stolz machen. Wohl ist ein Strahl des Lichts in jeden von uns eingesenkt, aber in jedem von uns erscheint es getrübt. Die Finsternis und der Schatten der gefallenen Schöpfung haben ihren Anteil an uns allen. Wir erfahren es täglich. Jeder von uns kennt die Stunden, da er nicht ein Kind des Lichtes ist, sondern ein Kind der Finsternis, und nicht nur der einzelne Mensch kennt sie. Es kennen sie auch alle Gebilde, an denen Menschen ihre Hände regen, und die Kirche kennt sie auch. Daß wir dies wissen und aussprechen, das geschieht ohne Vorwurf, ohne Urteil oder gar hämischen Triumph. Wir sind uns ja auch im klaren darüber, daß auch unsere geliebte leibliche Mutter wie wir alle ein schwacher und sündiger Mensch ist, ohne daß dies Wissen die Liebe und Ehrfurcht, die wir ihr entgegenbringen, abzuschwächen vermag.

Was ist nun die Finsternis, von der es heißt, sie habe das Licht nicht begriffen? Es ist dies uns bisweilen unzerreißbar dünkende Gewebe aus Schuld, Irrtum, Schwäche, Bosheit, Lieblosigkeit, Feindschaft, Gleichgültigkeit, Trägheit des Herzens, Eigennutz, Unzulänglichkeit, Angst, Haß, Mattigkeit, Verblendung und Verzweiflung, in welchem unsere irdische Welt gefangen liegt. Jeder von uns erlebt Augenblicke — und oft sind es Augenblicke, die nicht mit Uhr oder Kalender gemessen werden können —, da dies dunkle Gewebe, dieses unerbittliche Netz ihm das Leben auf Erden schlechthin auszumachen scheint. Und insbesondere nach tief sich einkerbenden Katastrophen, nach großen Krisen und Erschütterungen im Leben der Völker, wie unsere heutigen Generationen sie zu bestehen hatten und weiterhin zu bestehen haben, erheben sich Irrlehren, die in diesem düsteren Gewebe die eigentlichen Lebensgrundlagen der Welt meinen aufdecken zu können, Irrlehren, von denen — wir dürfen unsere Augen nicht davor verschließen — eine gefährlich ansaugende Kraft auszugehen vermag; denn sie appellieren ja gerade an jenen Teil Finsternis, der in jedem von uns steckt, sich auszu-

dehnen und das Licht zu überwältigen trachtet. Wir können hier in diesem Zusammenhang vielleicht die Gesamtheit dieser Lehren, Strömungen und Stimmungen abkürzend unter dem Ihnen allen geläufigen Namen des Nihilismus zusammenfassen, wie sehr sie sich auch im einzelnen voneinander unterscheiden mögen und wie laut und lebhaft sie selber sich gegen eine solche Zusammenfassung und Gleichsetzung auch zu wehren pflegen. Da wird die Finsternis für das Licht, die Angst für eine Form des Heroismus, die Sklaverei für die Freiheit, die Brutalisierung des Nächsten für die Humanität erklärt und an die Stelle des frei in Gott ruhenden Gewissens die Forderung nach blinder Unterwerfung unter ein widergöttliches, irgendeine der irdischen Gegebenheiten vergötzendes Dogma gesetzt. Allen diesen Bewegungen ist eins gemein, und eben das mag uns hier berechtigen, sie unter einem gemeinsamen Aspekt zu erblicken: es ist die Feindschaft gegen das Zeichen, das Gott unter den Völkern aufgerichtet hat, die Feindschaft gegen das Licht, das in der Finsternis leuchtet. Sie sind nicht alle gleich an Gewalttätigkeit und Angriffsgeist, gleich aber darin, daß sie, wie der Evangelist sagt, die Finsternis lieber wollten als das Licht. Wir wollen uns keinen Täuschungen überlassen, und ich will nicht zu Illusionen, nicht zu einem ebenso billigen wie verantwortungslosen Optimismus aufrufen. Wir dürfen nicht hoffen, einen Zustand zu erleben, da die Finsternis Frieden gibt. Das Licht erscheint uns als das durch alle irdischen Zeiten unveränderbare Element. Die Finsternis aber wechselt mit jedem Zeitalter ihre Erscheinungsform und ihre Kampfweise. Immer wird das Dunkel aufbegehren — in unserer eigenen Brust wie in der Welt.

Situation und Auftrag der Kirche in der Zeit

In den Worten des heiligen Evangelisten Johannes von der Finsternis, die das Licht nicht begriffen und nicht aufgenommen hat, ist schon die geschichtliche Situation der Kirche gesehen und vorgebildet. Das Licht wird auf Erden immer angefochten sein, und so auch die Kirche. In der Zeitspanne, die wir bewußt miterlebt haben, einer Spanne, die, in den Rahmen historischer Zeiträume gestellt, winzig erscheinen mag, sind der Kirche ausgedehnte Gebiete und Millionen von Seelen verlorengegangen, Millionen von Seelen nicht nur in fernen Missionsländern, sondern auch mitten in den Herzgebieten des Abendlandes. Zahllose Glieder der Kirche, Geistliche und Laien, sind nicht von der Liebe der Mutter, wohl aber von jeder unmittelbaren Berührung mit ihr getrennt, gehindert an der öffentlichen Bekundung ihres Glaubens, der Tröstungen und des Zuspruches beraubt, oft genug umschlossen von Stacheldraht und Kerkermauern, erreichbar nur unserem fürbittenden Gedenken. Aber jedem Licht, das in der Finsternis leuchtet, kann ja nicht durch Beton und Gestein der Einstrom verwehrt werden, und so manchen dieser Gefangenen mag das Wort widerfahren sein, mit dem die Apostelgeschichte vom Gefängnis Petri berichtet: „Licht flammte in der Zelle auf.“ Wie vielfältig ist das durch glaubwürdige Berichte bezeugt, mit welcher Intensität gerade in Gefängnissen und Lagern das Licht und sein aufstrahlender Trost erfahren worden ist! Mit welcher Glaubensinbrunst, wo sich nur eine Möglichkeit dazu bot, die Messe gefeiert wurde, eine, ich möchte sagen dürfen, nackte Messe, von all dem entblößt, was Liebe und Verehrung der Gläubigen seit unvordenklichen Zeiten an Schmückendem hinzugetan haben, nicht in einem geweiht-

ten, von der Kunst ehrfurchtsvoll gezierten Raum, sondern in einer öden Gefängniszelle oder in einem düsteren Barackenwinkel, hastig und abgekürzt, jeden Augenblick von der Entdeckung bedroht! Wir möchten meinen, in solchen einsamen, unterirdischen Gottesdiensten sei die ganze Kirche geheimnisvoll mitvorhanden und zugegen gewesen, und möchten des Wortes gedenken: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.“ Alle, die in der Verfolgung oder auch nur in der Behinderung und Verleumdung stehen, Priester und Laien, wollen wir zu dieser Stunde und an dieser Stelle im Angesicht des Domes, der wie eine Burg des Lichts über dem Strome steht, unseres Gedenkens versichern, und ich möchte sie grüßen mit Goethes Strophe:

„Die Flamme reinigt sich vom Rauch.
So reinige unseren Glauben!
Und raubt man uns den alten Brauch,
Dein Licht, wer kann es rauben?“

In der Bergpredigt, die ja neben dem Johannesevangelium und neben einigen apostolischen, insbesondere paulinischen Briefen die wichtigsten Anweisungen und Aufschlüsse über die Herrenlehre vom Licht enthält, schließt sich an das Wort „Ihr seid das Licht der Welt“ ein Geheiß an, das sich an alle diejenigen richtet, die Christus nachfolgen wollen. Es ist das Geheiß, nicht im geistigen Selbstgenuß des ihnen zugesprochenen Lichtcharakters zu verharren, sondern ihn inmitten der Welt und ihrer Finsternisse wirkend zu bewähren. Dies wird ausgesprochen in den Worten: „Die Stadt, die auf dem Berge liegt, kann nicht verborgen bleiben. Man zündet auch kein Licht an und stellt es unter einen Scheffel, sondern auf einen Leuchter, alsdann leuchtet es allen im Hause. So soll euer Licht vor den Menschen leuchten.“

In diesen Worten ist nicht nur der missionarische Auftrag der Kirche, der an anderen Stellen ja noch gegenständlicher bezeichnet wird, sondern überhaupt die Verpflichtung des Christen zum Handeln ausgedrückt, modern gesprochen: zur christlichen Aktion.

Vita activa und contemplativa

Fällt dies Wort, so fühlt man sich erinnert an die alte, weisheitsvolle Unterscheidung zwischen der *vita activa* und der *vita contemplativa*, also zwischen dem handelnden, tätig nach außen wirkenden und dem eingezogenen, geistlich betrachtenden Leben — ich will das sonst wohl verwendete Wort „beschaulich“ vermeiden, obwohl es die genaueste Verdeutschung von „contemplative“ ist; aber dieses Wort ist durch den neueren Sprachgebrauch säkularisiert worden und hat den Sinn einer von äußeren Verrichtungen und Sorgen abgewandten, behaglichen Passivität mit einem Unterton von freundlicher Idyllik angenommen, während doch die stille Versenkung der Seele in die heiligen Geheimnisse Gottes gemeint ist. Sie alle wissen, daß diese beiden Lebensformen in den bethanischen Schwestern Maria und Martha ihre klassische Verkörperung gefunden haben, den Schwestern des Lazarus, von denen ausdrücklich gesagt ist, daß Christus sie lieb gehabt hat. Etwas von einer dieser zwei Grundwesensarten läßt sich wohl in der Natur und dem Verhalten jedes Menschen wiederfinden.

Unserer Zeit liegt die Aktivität mehr als die fromme Stille, und die Entwicklung gerade unseres Volkes ist, durch vielerlei Umstände und Einwirkungen getrieben,

seit einem guten Dutzend von Jahrzehnten vorwiegend den Weg des Handelns oder gar den der äußeren Betriebbarkeit gegangen. Ohne die Entschlossenheit zum Handeln, Eingreifen, Zusammenfassen ist in unseren Tagen manches Notwendige nicht zu gewinnen. Aber wir wollen nicht vergessen, daß auch das aktive Leben nur dort sein Recht hat, wo es, wie bei Martha, von einem kontemplativen Mittelpunkt genährt und mit immer neuen Lichtstrahlen getränkt wird. Es gibt auch eine Weise des kontemplativen Handelns. Maria von Bethanien, die Verkörperin der handlungsfernen Stille, ist es gewesen, die den Erlöser vor seinem Leiden gesalbt hat. Von der einsamen Zelle des Mystikers können gewaltige Wirkungen in die Welt ausstrahlen, und auch das Leiden kann, wie wir aus der Passion des Herrn, aus mancher Heiligen- und Märtyrergeschichte wissen, Tat, Aktion höchsten Ranges sein. Die Freiheit und Weite der Kirche hält sich offen für beide Möglichkeiten und für zahllose zwischen ihnen gelegene. In der Stadt auf dem Berge sind viele Räumlichkeiten, wie im Hause des Vaters viele Wohnungen sind. Jedem also steht es frei, seinen Weg zu wählen, und keiner von beiden ist der geringere. Beide sind notwendig, beide unentbehrlich im Zusammenklang des Ganzen, und so hat jeder sein Recht. Hier muß der Mensch sich prüfen und den Geboten seiner eigenen Natur und Beschaffenheit folgen. Der eine wird sich vor einer ungeordneten oder, wie das heutige Modewort lautet, einer „hektischen“ Vielgeschäftigkeit, der andere vor einem tatenlosen Versinken in den Tiefen der eigenen Gefühlswelt zu hüten haben.

Jeder ist zum Apostolat des Lichtes berufen

Aber für welchen Weg er sich auch entscheiden mag, zur christlichen Aktion ist ein jeder bestellt, und hier liegt das große Apostolat des Alltages, das allen Christen aufgetragen ist. Sie sind berufen, das Licht vor der Finsternis zu bekennen; berufen, in sich selber und in der Welt um sie her nach ihren Kräften, sie mögen groß oder gering sein, das Schattenwerfende, das der Einstrahlung des Lichts Hinderliche aus dem Wege zu räumen; berufen, nicht nur das Licht zu empfangen, nicht nur nach der innigsten Vereinigung mit ihm zu streben, sondern es weiterzureichen.

Wenn uns gesagt ist, wir sollen unser Licht vor den Menschen leuchten lassen, vor allen denen, die im Hause sind, so bedeutet das wohl nicht nur: im Angesicht der Menschen, unter ihren Augen. Wir dürfen das Wort „im Hause“ hier wohl im allerweitesten Sinne nehmen und verstehen darunter: im gesamten Kreis des menschlichen Raumes, in der geistigen, beruflichen, sozialen, staatlichen Wirklichkeit, in der Familie, in der Gemeinschaft der täglichen Arbeit, in allen mitmenschlichen Beziehungen und Verhältnissen, in einer engeren oder sich erweiternden Öffentlichkeit, in der Erfüllung staatsbürgerlicher Pflichten und in der Ausübung staatsbürgerlicher Rechte. Wie nach dem Wort der Schrift das wahre Licht in die Welt gekommen ist, um einen jeglichen Menschen zu erleuchten, so gilt auch der Aufruf zum Apostolat dieses Lichtes jedem Menschen ohne Unterschied des Geschlechts, des Alters, des Familienstandes, des Berufes, der Stellung, die ihm in der äußeren Welt zugefallen ist — keiner ist davon ausgenommen; wie ja auch keiner ausgenommen ist von dem allgemeinen menschlichen Los, ohne Unterlaß das Dunkel erfahren zu müssen.

Den Blick für die Zeichenhaftigkeit der Welt schärfen

Es ist meine persönliche Meinung, die ich gewiß niemandem aufdrängen will, daß wir alle gut täten, unsern Blick für den Symbolgehalt der stofflichen Welt zu schulen und zu schärfen. Die Kirche und die Dichtung sind auch heute noch die getreuesten Hüterinnen der Symbolwelt. Sonst aber ist die Fähigkeit des wirklichen Erlebens von Symbolen, in früheren Jahrhunderten weit verbreitet, ja, ein sicherer Allgemeinbesitz der Menschheit, in unserer Zeit zurückgegangen. Wie oft hört man heute die gering-schätzigste Redewendung: „Das und das kann höchstens“ oder „nur symbolisch gemeint sein“, so als handle es sich nicht um eine Wahrheitsbekundungsart, sondern um einen geringeren Wahrheitsgehalt. Dieser Verlust hängt nicht eigentlich mit den Wandlungen unseres naturwissenschaftlichen Weltbildes zusammen; eher scheint er mir eine Folge reinen Zweckmäßigkeits- und Nützlichkeitsdenkens zu sein. Die bewunderungswürdigen Fortschritte der modernen Naturwissenschaft lassen, wie es dieser Wissenschaft zukommt, die Frage nach dem symbolischen Charakter der geschaffenen Dinge beiseite, aber auch unangestastet. Allenfalls könnte man die Behauptung wagen, die neueste theoretische Physik verwende gelegentlich mit einer gewissen zögernden Ehrfurcht Begriffe und Bezeichnungen, von denen Brücken zu Symbolauffassungen älterer Weisheiten führen.

Auch der Naturforscher, der über die Beschaffenheit des Lichts und der Himmelskörper, so wie sie sich der heutigen naturwissenschaftlichen Erkenntnis darstellen, aufs genaueste unterrichtet ist, vermag sich schwerlich — nicht als Naturforscher, sondern als Mensch! — den über die sinnliche Wahrnehmung und über die exakte wissenschaftliche Erfassung hinausgehenden, nach dem Zentrum des menschlichen Organismus greifenden Wirkungen zu entziehen, die etwa vom Sonnenaufgang, vom vollkommenen Dunkel, vom Anblick des silbergestirnten Firmaments ausgehen, von den Empfindungen der Süße und Bitterkeit oder von den räumlichen Erscheinungen der Höhe, der Tiefe, des Abgrundes. Es sind hier von allen Sprachen festgehaltene menschliche Urbedürfnisse, Urerfahrungen und Urerlebnisse am Werk.

Vielleicht machen wir einmal den Versuch, ohne Preisgabe unserer wissenschaftlichen Erkenntnisse nach der Weise unserer Vorfahren die Bedeutung der Erscheinungen auf uns wirken zu lassen. Wir werden erstaunt sein, welcher Gewinn uns zuwächst. Versuchen wir zu empfinden, wie die Natur allenthalben mit Übernatur getränkt ist, wie uns überall das entgegentritt, was Eichen-dorff „im Irdischen des Herren Spur“ genannt hat. Empfinden wir, unbeschadet des sich vollziehenden physikalischen Vorganges in der dreieckigen Flamme des Zündhölzchens den der stofflichen Welt eingeschaffenen Trieb zur Höhe und zur Entstofflichung, den man vielleicht als eine Anziehungskraft des Himmels derjenigen der Erde entgegensetzen darf. Machen wir uns den Sinn der Jahres- und Tageszeiten, den Sinn der Lampe am Tabernakel, den Sinn der Opfer- und den der Altarkerze zu eigen! Mancher von uns hat vielleicht auch im Feuer-schein brennender Städte etwas erfahren nicht nur von den Flammen der Hölle, sondern auch von der furchtbaren und majestätischen Herrlichkeit Gottes. Schließen wir unsere Augen, daß wir noch im grellen Neonlicht unserer Tage etwas vom Abglanz göttlichen Urlichts spüren! Es ist, als rufe uns die gesamte Schöpfung den Ruhm des

Lichtes zu und als sollten wir unser irdisches, geschaffenes Licht als Vordeutung einer dereinstigen Verklärung erblicken.

Wir, im dunklen Raume wandernd, aber vom Licht angestrahlt und gezogen, wir machen ja die Erfahrung, daß nicht nur das natürliche Licht, das uns als Bild und Unterpand des uns verheißenen übernatürlichen gegeben wurde, jeden Morgen wiederkehrt, so wie es nach seinem winterlich tiefsten Stande alljährlich getreu zur Höhe hinauzuklimmen beginnt; auch das übernatürliche ist in unbeirrter Treue immer wieder bereit, uns aufzunehmen. Lassen wir uns durchdringen von der Gewißheit, daß wir dem Lichte zugeschaffen sind — Kinder des Lichts — und daß wir seiner stets von neuem versichert sein sollen, und gehen wir in solcher Zuversicht auch in das Dunkel, das uns in unserer irdischen Existenz fort und fort zu durchschreiten aufgegeben ist.

Gott hat die Kirche aufgerichtet als sein Zeichen unter den Völkern, Zeichen des Lichts, das in der Finsternis leuchtet, solange wir noch die Finsternis unabhängig zu erfahren haben.

Aber auch diese Stadt des Lichts, die Stadt auf dem Berge, ist ein Gleichnis und ist eine Vorform. Hinter ihr wächst bereits jene andere Stadt heran, die Stadt auf dem höchsten aller Berge, die sich dennoch zu uns herniederlassen will. Und diese neue Stadt, die uns die Geheime Offenbarung als das himmlische Jerusalem verkündet, wird keines Lichtes mehr bedürfen, weder des Fackelscheins noch der Sonne, denn die Herrlichkeit Gottes wird sie erleuchten, und ihre Leuchte ist das Lamm. In diesem Licht werden die Völker wandeln.

Nach einem kurzen Dankeswort der Vizepräsidentin des Katholikentags, Frau Schulz, sang die Versammlung das Credo. Mit dem Segen der Bischöfe klang die Feier aus.

DER FREITAG

Der Freitag begann mit der Übertragung der Reliquien des hl. Franziskus und der Gebeine des seligen Johannes Duns Skotus in feierlicher Prozession vom Dom zur Minoritenkirche unter der Anteilnahme von Zehntausenden. Anschließend wurde im überfüllten Dom eine Pontifikalmesse für die Kinder gefeiert. Diese zelebrierte der einheimische Bischof von Rutabo (Afrika), Laureanus Rugambwa. Die Predigt hielt Kardinal Frings. Gleichzeitig versammelten sich die verschiedenen Gruppen der über 60 000 Heimatvertriebenen, die nach Köln gekommen waren, zur Feier der Pontifikalmessen in acht Kirchen der Stadt.

Die Feier des Kommissariates Magdeburg

Am Nachmittag trafen sich auf dem Messegelände in Deutz 2000 Katholiken des Kommissariates Magdeburg der Erzdiözese Paderborn mit ihrem Oberhirten, Erzbischof Lorenz Jaeger. Bei dieser Gelegenheit sprach der Geistliche Rat Hugo *Aufderbecke*, Magdeburg, folgende Begrüßungsworte:

Es ist Brauch, daß man einen Besuch mit einem Gegenbesuch erwidert. Sie, Hochwürdigster Herr Erzbischof, haben uns im Osten oft besucht — „visitiert“ —, heute machen wir unseren Gegenbesuch im Westen. Aus unserem Kommissariat sind 5200 Gläubige offiziell nach Köln

gekommen und dazu noch viele ohne die blaue Teilnehmerkarte. Alle Gemeinden des Kommissariates sind hier vertreten. So gilt Ihnen, H. H. Erzbischof, und Ihnen, H. H. Weihbischof, unser Gruß, und unser Gedenken gilt in dieser Stunde auch besonders unserem H. H. Weihbischof Dr. Rintelen in Magdeburg.

Es gibt verschiedene Arten von Besuchen: offizielle, berechnete, gemußte und familiäre. Wir dürfen wohl sagen, daß wir den Besuch unseres Erzbischofs nie aufgefaßt haben als den Besuch eines Kirchenfürsten, sondern als den Besuch eines Vaters bei seiner großen Familie. So bitten wir Sie, uns alle in dieser Stunde anzusehen als die kleinen und großen Kinder unserer geliebten Mater ecclesia Paderbornensis.

Besuche haben immer irgendeinen Zweck — ein Ziel. Wenn Sie zu uns kommen, geht es Ihnen um eines: daß die Kirche Gottes bei uns auferbaut wird, daß die Gemeinden gesund bleiben und gestärkt werden, daß unser Glaube nicht wanke. Bei unserem Gegenbesuch in Köln geht es uns um dasselbe. Uns treibt die gleiche Sorge hierher, die Sorge, daß die Kirche Gottes bei uns bleibe, daß sie wachse, daß der Leib Christi auferbaut werde. So dürfen wir unsere Bischöfe bitten, uns anzusehen und anzuspinnen:

als Mitarbeiter der Wahrheit im Raum der Lüge,
als Mitwirker der Liebe im Lande, wo der Haß gepredigt wird,

als Miterbauer des Domes in einem Land, wo der babylonische Turm errichtet wird,

als Mitstreiter in einer Zeit, wo der Teufel umgeht wie ein brüllender Löwe.

Wir alle wollen Ihnen in dieser Stunde eins sagen: daß wir uns mitsorgen wollen um die Kirche und bitten Sie, oft zu uns herüberzukommen und uns zu helfen, damit unser Glaube nicht wanke.

Ein Wort zur Gleitenden Arbeitswoche

Am Abend fand dann die zweite öffentliche Kundgebung auf den Plätzen an der Südostseite des Domes statt. Der Vizepräsident des Katholikentages, Peter Gier, Vorsitzender des Gesamtverbandes Christlicher Gewerkschaften an der Saar, eröffnete die Feierstunde. Zur Frage der Gleitenden Arbeitswoche erklärte er:

Ihr habt gehört und gelesen, daß in den letzten Tagen die Frage gestellt wurde, ob wir hier auf dem Katholikentag nicht etwas sagen und tun sollten gegen die Gefährdung der Sonntagsruhe in der Wirtschaft am Rhein und an der Ruhr. Ihr wißt, dazu haben unsere Bischöfe schon einmal im letzten Jahr eine ernste Warnung ausgesprochen. Wir können die Regelung dieser Frage nicht — das sage ich als Mann, der in der Gewerkschaftsarbeit steht — allein den Tarifpartnern überlassen. Denn hier geht es zuerst um eine religiöse Frage. Die Kirche wußte genau, warum sie gerade die Sonntagsruhe in der Sozialarbeit im ganzen Industriezeitalter so entschieden betont hat. Halten wir daran fest: Grundsatz ist die Sonntagsruhe; Sonntagsarbeit ist nur tragbar als Ausnahme. Unsere Wirtschaft ist heute so produktiv, daß die Gründe, sonntags zu arbeiten, eher abnehmen als zunehmen.

Das Zentralkomitee der deutschen Katholiken hat mich ermächtigt, euch zu sagen, daß es in Fühlungnahme mit allen hier zuständigen Kreisen und Gruppen in Kürze die Frage erneut überprüft und eine eingehende Stellung-

nahme dazu erarbeitet. Wir denken dabei nicht nur an die Arbeiter und Arbeiterinnen hier im Westen. Ebenso sehr, ja noch viel mehr, liegt uns am Herzen der Rechtsschutz für die Arbeiter und Arbeiterinnen in Mittel- und Ostdeutschland.

Es ist mir ein Herzensbedürfnis, mich als Arbeiter auf einem deutschen Katholikentag einmal nicht nur zur Solidarität aller deutschen Katholiken in West und Ost zu bekennen, sondern auch ganz besonders die Solidarität aller katholischen Arbeiter im Westen mit allen katholischen und nichtkatholischen Arbeitern im Osten unseres Volkes zum Ausdruck zu bringen.

Gottes Reich ist Euch anvertraut

Anschließend sprach Dr. Joseph Meurers, Professor für Astronomie und Physik der Universität Bonn. Er sagte:

Wenn heute abend der Universitätslehrer, der Wissenschaftler, der Naturwissenschaftler das Wort nehmen darf zu dem großen Thema: Die Kirche — das Zeichen Gottes unter den Völkern, so hat es damit eine besondere Bewandnis. Ist doch auch heute immer noch die Meinung verbreitet, als ob Wissenschaft, insbesondere Naturwissenschaft, die sich mit der Erforschung der sichtbaren Umwelt um uns befaßt, im Grunde feindlich sei allem Glauben, allem Religiösen, als wenn in dieser Umwelt Gott nicht gefunden, als wenn durch die Wissenschaft alles aufgeklärt und alle Fragen beantwortet werden könnten und für Gott kein Platz mehr sei. Gibt es doch Leute, die davon träumen, daß einmal in der Zukunft eine menschliche Gesellschaft sich ausformen werde, in der es im Grunde keine Forschungslaboratorien, keine Forschungsstätten mehr gäbe, weil die Welt durch die Wissenschaft ganz erforscht sei, so daß an sie keine Frage mehr gestellt zu werden brauche, daß man alles wisse und man sich nur diesem Wissen entsprechend zu verhalten habe. Es wird weiter gesagt, daß, wer diese Meinung nicht teile, ein Dummkopf sei, ein Mensch beschränkter und rückständiger Verstandes, der die Zeichen der Zeit nicht verstehe oder aber auch nicht verstehen wolle aus Egoismus oder um persönlicher Vorteile willen. Und doch, meine Freunde, ist das die große Lüge unserer Tage.

Die moderne Wissenschaft weiß um ihre Grenzen

Es ist nicht nur nicht wahr, es ist bewußt unwahr, es ist eine Lüge, wenn gesagt wird, Wissenschaft, insbesondere Naturwissenschaft habe bewiesen, daß Gott nicht sei, eine Behauptung, die man überall antreffen kann in der Welt, und überall finden sich welche, die so tun, als wenn es durch Wissenschaft ausgemacht wäre, daß Gott nicht sei. In Wirklichkeit ist es so, daß heute alle fortschrittlichen Wissenschaftler um die Grenzen ihrer Wissenschaft wissen, und nur dort, wo man nicht die Möglichkeit hat, sich von alten Vorstellungen zu lösen, sei es durch äußere oder innere Umstände, hängt man der Idee nach, daß echte Wissenschaftlichkeit und ein positives Verhältnis zu Gott nicht miteinander vereinbar seien. Wir wissen heute, daß jede Wissenschaft nur ganz bestimmte, ihr eigentümliche Methoden hat, die nur auf ganz bestimmte, diesen Methoden gemäße Bereiche der Welt anwendbar sind. Alle übrigen Bereiche des Wirklichen bleiben diesen speziellen Methoden unzugänglich. Ja, wir wissen heute darüber hinaus, daß selbst innerhalb der einzelnen Bereiche der Wirklichkeit, wo die einzelnen wissenschaftlichen Metho-

den zuständig sind, es nicht möglich ist, alles auf dem Wege wissenschaftlicher Methoden zu erforschen und zu erklären. So erforschen z. B. die physikalischen Wissenschaften, Physik und Astronomie, die Materie, das leblose Feste, das uns umgibt und das wir sehen. Groß und überwältigend sind ihre Erfolge und Einsichten, und werden es von Tag zu Tag immer noch mehr. Und doch beruhen alle diese heutigen imponierenden Einsichten über das Weltall und die Atome etwa auf der Methode des Messens, auf dem Anlegen von Maß-Stäben, auf dem Ausdrücken von Ergebnissen in Zahlen. Die Erkenntnis- und Erklärungsmöglichkeiten dieser Wissenschaften reichen nur so weit, wie die Materie sich messen läßt. Wo sie Eigenschaften hat, die sich nicht messen und in Zahlen ausdrücken lassen, können diese Wissenschaften nichts mehr erklären; sie können vielleicht noch gewisse Tatsachen feststellen, aber sie nicht mehr auf etwas anderes zurückführen. Und bei diesen nur noch feststellbaren, aber mit den naturwissenschaftlichen Methoden nicht mehr weiter zurückführbaren Tatsachen beginnen die tiefen und großen Probleme, die sich der Möglichkeit naturwissenschaftlichen Forschens entziehen. Im vorigen Jahrhundert glaubte man noch, es werde möglich sein, mit Hilfe der naturwissenschaftlichen Methoden die Materie und Natur ganz zu erklären und zu erforschen, so daß hier nichts mehr dunkel bliebe. Heute aber wissen alle fortschrittlichen Wissenschaftler, daß ihre Methoden begrenzt sind, und gerade das charakterisiert die Naturwissenschaft der Gegenwart.

Andererseits ist es nun auch nicht so, daß dort, wo sich heute Grenzen wissenschaftlicher Methoden zeigen, schon gleich Gott stände, daß sozusagen Gott unmittelbar hinter den Ergebnissen und erkannten Grenzen wissenschaftlicher Methoden hervorluge. Das wäre ein arges Mißverständnis. Wie man im vorigen Jahrhundert in einer oft leichtfertigen, um nicht zu sagen böswilligen Weise die Naturwissenschaft im Sinne einer Gottesleugnung deutete und interpretierte, wovon heute noch so viele epigonenhaft zehren, so darf man jetzt nicht dem umgekehrten Fehler verfallen und Gott in einer Weise sehen wollen, wie er der Natur der Dinge nach nicht gesehen und erschlossen werden kann. Man betriebe damit nur die Geschäfte der Gottesleugner unserer Tage, die dann leicht nachweisen könnten, daß hier naturwissenschaftliche Methoden überspannt und überschätzt werden. Die naturwissenschaftlichen Methoden bestehen im Messen und reichen nur so weit, wie gemessen werden kann; wir wissen aber heute, daß es in der Natur Zusammenhänge gibt, die nicht gemessen werden können, und sicher ist, daß Gott, der Unmeßbare und alles Maß Übersteigende, nicht gemessen und infolgedessen von naturwissenschaftlichen Meßmethoden nicht erreicht werden kann.

Welt und Natur weisen über sich hinaus

Es wäre nun falsch, hieraus den Schluß zu ziehen, daß Gott aus der Natur und aus den uns umgebenden Dingen nicht erkannt werden könnte, nein, gerade dadurch, daß die Dinge der Natur nicht im Messen und in Meßzahlen aufgehen und deshalb von den naturwissenschaftlichen Methoden nicht ganz ausschöpfbar sind, weisen sie über sich hinaus, weisen sie auf mehr hin als nur auf Maß und Zahl. Freilich muß man das sehen, muß man das sehen wollen. Wenn man sich Scheuklappen anlegt und nur auf das schaut, was an Wunderbarem und Grandiosem

die Natur in Maß und Zahl zeigt, dann bleibt verborgen, was hier sichtbar noch mehr ist. Das tun alle, die auch heute noch im Namen der Wissenschaft im Gegensatz und Widerspruch zu einer offenkundigen und anerkannten Situation glauben, Gott leugnen zu sollen. Man kann niemanden hindern, sich Scheuklappen anzulegen. und einseitig nur eines zu sehen, etwa hier nur das, was in Maß und Zahl ausdrückbar ist. Wir alle wissen, wie sehr dergleichen dem Menschen liegt und wie wir alle immer wieder dieser Gefahr ausgesetzt sind. Sieht man sich aber einmal die Argumente, Gründe und Beweise derjenigen an, die unter Berufung auf die Wissenschaft, speziell auf die Naturwissenschaft, nein zu Gott sagen, so ist es äußerst bemerkenswert, daß hier noch nie ein direkter Beweis geführt worden ist, der unmittelbar aus der Wissenschaft oder aus wissenschaftlichen Ergebnissen heraus käme. Vielmehr wird immer wieder gesagt, Wissenschaft werde einmal alles erforscht und erkannt haben, so daß an die Welt keine Frage mehr zu stellen sei, und dann ist Gott nicht, weil er notwendig menschliche Erkenntnis übersteigt; denn das erkennt jeder an, sobald Lücken in der Welterkenntnis bleiben vom Gesichtspunkt spezieller Wissenschaften aus, bleibt auch Raum für Gott. So müssen alle, die unter Berufung auf Wissenschaft, speziell Naturwissenschaft, Gott leugnen, einen Wechsel auf die Zukunft nehmen, daß einmal Welt ganz durch Wissenschaft auf sogenannte natürliche Weise erklärbar und erklärt sei. Nun wissen aber alle, die keine Scheuklappen tragen, daß es nicht möglich ist, Welt und Natur so mit wissenschaftlicher Erkenntnis zuzudecken, daß keine Lücken bleiben, daß nicht Tiefen bleiben, die sich speziellen Methoden entziehen. Gerade das ist der Sinn der fortschrittlichen Wissenschaft von heute. Jener Wechsel ist nicht einlösbar. Der große Philosoph von Königsberg — ach Freunde, Königsberg! —, der große Philosoph Immanuel Kant sagte einmal vor bald zweihundert Jahren: „Woher will der angebliche Freigeist seine Beweise hernehmen, daß es kein höchstes Wesen gebe?“ Genau das ist die Situation der Wissenschaft, der Naturwissenschaft unserer Tage.

So muß heute Wissenschaft den Bereich des Religiösen, der Beziehung des Menschen zu Gott, freigeben, und sie weiß, daß sie diese nicht antasten darf und kann in der speziellen Weise ihrer Welterkenntnis. Damit aber, Freunde, wird heute in einer ganz neuen Weise Beten legitim, auch vor der Wissenschaft und in bezug auf sie. Diese fortschrittliche Wissenschaft ist sich bewußt, daß es einen Bereich im Menschen gibt, in den sie, in den im Grunde niemand eindringen kann, in dem der Mensch mit sich allein ist, allein in seinen Beziehungen zu Gott, Beziehungen, die bis zum Nein zu Gott, zur Gottesleugnung, gehen können. Weil diese Beziehungen zu Gott sich in der innersten und geheimnisvollen Tiefe des Menschen, diesem oft nicht bewußt, abspielen, kommt es immer wieder vor, daß ein Mensch zum Nein zu Gott gedrängt wird, und für dieses sein Nein sich hinter der Wissenschaft zu verstecken sucht.

Unsere Aufgabe

Hier beginnt nun die große Aufgabe für uns. Für uns, denen Gott sein Reich anvertraut hat. Wir dürfen ohne unser Verdienst nur aus Gnade in der lebendigen Gemeinschaft der Weltkirche stehen, die fast zwei Jahrtausende Menschheitsgeschichte umspannt, die noch die

römischen Cäsaren sah und die Urwälder Germaniens und die, immer sich gleichbleibend, durch die Jahrhunderte die Völker lehrt, was sie vom Herrn übernommen hat. Wir müssen dieses wissen, Freunde, wir sind von zweitausendjährigem Adel. Man braucht das nur auszusprechen, um zu sehen, wie groß und umfassend die Verantwortung ist, die wir tragen vor Gegenwart und Zukunft, vor uns und vor unseren Kindern. Uns ist dieser Adel gegeben, aber er ist uns auch aufgegeben, ist eine Aufgabe für uns. Diese Aufgabe betrifft einmal uns selbst, zum anderen die Welt.

Worin besteht diese Aufgabe für uns? Wenn es so ist, daß Beten legitim ist auch vor Wissenschaft, wenn da ein von Wissenschaft unabhängiger Raum ist in einem jeden von uns, wo sich entscheidet, wie das Verhältnis zu Gott ist, und wo es sich auswirkt, dann ist klar, daß auch hier unser Adel sich gründet, daß hier unser „in der Kirche sein“ Gestalt gewinnt. Hier haben wir daher zuerst die Verantwortung. Der Mensch stellt in allem, was er ist, nicht ein Wesen dar, das von vornherein oder zu irgendeinem Zeitpunkt fertig ist und nun in dem Zustande verbleibt, in dem es sich befindet, vielmehr entwickelt er sich und schreitet fort in Allem und Jeglichem. Dabei ist diese Entwicklung und dieses Fortschreiten nur möglich durch Erziehung. Darin sind sich alle einig, gleichgültig wie die Weltanschauung und politischen Systeme auch sein mögen. Und wir müssen feststellen, daß oft gerade dann am intensivsten versucht wird, zu erziehen, wenn man den religiösen Bereich im Menschen unterdrücken oder doch seine Bedeutung herabsetzen will. Daß man so umfassender Erziehungsmaßnahmen bedarf, um den religiösen Bereich im Menschen zu verwischen, ist nur ein anderer Ausdruck dafür, daß er da ist und daß er auf Entwicklung angelegt ist, sei es zur Entfaltung, sei es zum Verkümmern. Gerade daran sehen wir, was wir für uns tun müssen: Das Gebet in uns, jenen Raum in uns, in dem wir zu Gott sind, pflegen und entfalten in uns und unseren Kindern. Das klingt jetzt wie eine theologische Abendpredigt. Aber es wäre ein grundsätzliches Mißverständnis, das dahinter zu sehen. Vielmehr folgt jene Forderung einfach aus einer schlichten Betrachtung des Menschen, so wie er da ist, die auch Wissenschaft anerkennt, wofern sie sich nicht Scheuklappen anlegt, um nicht die ganze Wirklichkeit zu sehen in einer ungerechtfertigten Überschätzung ihrer selbst.

Es ist nicht leicht, das Gebet und den Raum zu Gott in uns zu entfalten. Wir müssen uns darüber klar sein: Es ist nicht leicht, katholisch zu sein und in der Gemeinschaft der sichtbaren Kirche dem Herrn zu folgen. Eben weil es nicht leicht ist, ist ja gerade die Gemeinschaft dieser Kirche da, um den einzelnen zu stützen und zu halten. Daß es nicht leicht ist, hat im Letzten einen theologischen Grund: das, was man die Erbsünde nennt. Aber in jeder Zeit, so auch in der unsrigen, prägt sich das in besonderer Weise aus; und die besonderen Schwierigkeiten, die wir haben, meine Freunde, lassen sich vielleicht unter diesen beiden Gesichtspunkten zusammenfassen: Der eine ist, daß wir mündig geworden sind, zum andern sind wir bedroht durch das Kollektiv.

Gefahren für die Mündig gewordenen

Wir sind mündig geworden, wir glauben keine Märchen mehr, auch keine frommen Märchen. Es ist dies eine Folge der Entwicklung der Menschheit und vor allem unseres

Kulturraumes durch die Wissenschaft, die so viel aufgeheilt hat und uns zu kritischer Haltung bringt, einen jeden von uns. Das ist gut so, und die Kirche wäre die letzte, die das mißbilligte, und es kann nur als eine völlige Verkennung des Katholischen bezeichnet werden, als wenn katholische Geisteshaltung einem Automaten vergleichbar wäre, wo von vornherein feststeht, was für eine Dose unten herauskommt, wenn man oben einen Groschen hineinwirft. Aber die Kirche hat auch das Wort des Herrn, das den Kindern und Einfältigen offenbar wird, wovon sich die Weisen, wir würden heute sagen, die Wissenschaftler, stolz abwenden, weil es ihren speziellen Methoden nicht zugänglich ist. Da sehen wir nun unsere Aufgabe: Ohne die kritische Haltung der Mündigkeit aufzugeben, müssen wir die Einfalt bewahren, um offenzubleiben für das Gebet und das Sein zu Gott in uns. Wir dürfen uns auch nicht irre machen lassen, wenn man mitleidig über uns lächelt, weil wir eine solche Einfalt zu bewahren suchen. Die da lächeln, wissen nicht, was sie tun. Es ist das Bewahren der Einfalt im Bereich des Religiösen doch nur ein anderer Ausdruck dafür, daß hier Wissenschaft und auf der Grundlage von Wissenschaft erlangte Einsichten nicht hinreichen, weil, wie gesagt, die Methoden der Wissenschaften begrenzt sind und weil heute Beten legitim ist auch vor der Wissenschaft. So dürfen wir nicht der Versuchung verfallen, von irgendwo anders her etwas wissen und erfahren zu wollen, was man nur im Glauben, gründend in der geheimen Tiefe unseres eigenen Selbst, erfahren kann. Das hat eine wichtige Folge: Weil hier die Wissenschaft der Welt zu Ende ist, stehen alle im Bereich des Religiösen in gleicher Weise vor Gott. Es ist da kein Unterschied zwischen dem gelehrten Doktor der Theologie, dem hochgezüchteten Naturwissenschaftler und einfachen Holzfäller, der etwa in Bayerns Wäldern seinen Hut vor dem Holzkreuz zieht. Darum hat die Kirche immer gewußt. Zwar kennt sie die vom Herrn grundgelegte Hierarchie der Ämter, aber den hochgestellten Mann auf dem Stuhle Petri, der im Gehorsam gegen Gott das Kreuz des Papsttums trägt, und denjenigen, der mit seiner Hände Arbeit seine Familie hält, beurteilt sie ausschließlich danach, wie er im Beten sein Verhältnis zu Gott geordnet hat. Ja, Freunde, das ist katholisch. Wohl keine Gemeinschaft gibt es, wo die Gleichheit aller bei der naturgegebenen Ungleichheit der Gaben so verwirklicht ist wie hier. Und wenn Sie, meine Freunde, in wenig Zeit diese festliche Stadt wieder verlassen, in den Alltag zurück, dann müssen Sie wissen, so mußst du wissen, was auch immer deine Arbeit und wie auch immer deine Verhältnisse, *wie du* betest — und das liegt allein in *deiner* Hand — wie du in der Tiefe deines Ich dich zu Gott verhältst, damit machst du Geschichte, damit gestaltest du die Zukunft, das ist unersetzbar. Du! Allein! In der Gemeinschaft der Kirche, welche die Verheißung hat, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden.

Wie man aber betet und wie man sich zu Gott verhält, das hängt wesentlich davon ab, in welcher Verfassung sich der Mensch befindet, ob er die rechte Ordnung in seiner Person hat, daß nämlich Geist in ihm herrscht und nicht der Leib, daß der Leib zu seinem eigenen Vorteil in der Ordnung und Zucht des Geistes steht. Es wird häufig gesagt, daß die Menschen heute sich deshalb so oft von Gott abwenden, weil sie stolz und hochmütig seien und sich selbst alles zutrauen. Das dürfte aber nicht so sein.

Sehen wir doch um uns: Die Angst regiert die Stunde, die Angst vor Krieg und Atombombe, die Angst vor Krankheit und persönlicher Unsicherheit, die Angst vor, ja die Angst vor dem Nichts — ein großer Denker unserer Tage hat tiefste Einsichten hierüber entfaltet. Nein, der Mensch von heute ist nicht stolz, er hat Angst — und doch findet er so oft nicht den Weg zu Gott! Warum? Ich möchte eine Antwort geben, die vielleicht nicht erwartet wird, die Intimes betrifft, aber ich möchte sie doch geben und zu bedenken geben: Der Mensch von heute ist dabei, die Keuschheit zu verlieren, die Sinnentriebe, die in der Ordnung des Menschen ihren guten und berechtigten Platz haben, nicht mehr in der Zucht des Geistes zu halten — und, was besonders schlimm ist, es als selbstverständlich anzusehen, das nicht mehr zu tun. Daß es so ist, wissen wir alle, ein Blick auf den ersten besten Zeitungsstand genügt. Es ist Sünde, Freunde, sich die entsprechenden Bilder in den illustrierten Zeitungen anzusehen, und kaum eine kann man regelmäßig mit gutem Gewissen in seine Familie hineinnehmen. Wir haben das Wort des Herrn, daß, wer eine andere Frau auch nur ansieht, schon mit ihr die Ehe gebrochen hat, und immer hat die Kirche gewußt, daß Unkeuschheit die Seelen verpestet, daß gerade durch sie die Verbindung mit Gott verlorengeht und das Gebet dahinsieht. Der Grund ist, daß der unkeusche Mensch nicht mehr in der ihm gemäßen Ordnung steht. Die Unkeuschheit greift also gerade an der Stelle an, wo Gott einem jeden von uns persönlich sein Reich anvertraut hat. Wenn in dem großen russischen Volke trotz 40 Jahren offizieller Gottesleugnung und atheistischer Erziehung der Glaube an Gott eingestandenermaßen immer noch vorhanden ist, so ist das sicher zum Teil, vielleicht sogar ausschließlich der natürlichen Keuschheit dieses Volkes zuzuschreiben, von der immer die berichten, die mit ihm in nähere Berührung gekommen sind. Es steht außer Zweifel, daß das die große Chance dieses Volkes ist. Wir aber, Freunde, wollen daraus lernen, und das kostbare Gut der Keuschheit, das die Kirche uns gibt, immer mehr in uns ausprägen, in uns, in unseren Ehen, und unsere Kinder es lehren. Gerade in der Übung der Keuschheit dokumentieren wir sozusagen vor uns selber, daß wir über diese Welt und über alles, was uns umgibt, herausragen, daß es in uns etwas gibt, was nicht den Naturgesetzen unterworfen ist, wo wir ganz uns selbst erleben in der Geistigkeit unseres Geistes, wo wir schon sind zu Gott. Es kommt hier wieder auf jeden einzelnen von uns zu, gleichgültig, was er ist und was er tut, wie er hier das Reich Gottes, das ihm anvertraut ist, ausprägt und darstellt in der Welt. Seien wir hier ganz kompromißlos und stören wir uns nicht an der Welt. Mögen sie uns verlachen oder für altmodisch halten, es muß uns gleichgültig sein; denn, Freunde, ein keusches Geschlecht steht vor dem Angesicht des Herrn und trägt die Zukunft in seinen Händen.

Die Bedrohung durch das Kollektiv

Des weiteren sind wir bedroht durch das, was man das Kollektiv nennt. Es ist hier weniger gedacht an eine politische Form als an eine allgemeine Tendenz unserer Zeit, die sich in den einzelnen auszuprägen beginnt. Um die großen Menschenmassen der Gegenwart am Leben zu erhalten und ihr Zusammenleben in geordneten Bahnen zu halten, sind umfangreiche Organisationen notwendig, die bis ins einzelne durchdacht sein müssen und einzelnen Menschen eine ganz bestimmte und umgrenzte Rolle zu-

weisen. Das ist an sich nicht schlecht. Aber wir müssen die Erfahrung machen, daß über alle dem, durch das Immermehr-ingespannt-Sein in die Organisation und das Eindringen an sich guter technischer Errungenschaften in den engsten Lebensbereich und in die Familie, der Mensch darauf und daran ist, sich selbst zu verlieren, nicht mehr zu wissen, daß ein jeder ein „Ich“ ist, einmalig und unwiederholbar, und in diesem unersetzbar. Zwar ist in der Organisation vielleicht ein jeder von uns ersetzbar, aber nicht in seinem Ich und seinem eigenen Selbst. Schon stehen hier und da Anschauungen auf, die man in die Wirklichkeit umzusetzen versucht und die das Ich, die Person, das Einmalige und Unwiederholbare des einzelnen verneinen und ableugnen. Es kann kein Zweifel sein, daß davon das Verhältnis zu Gott unmittelbar betroffen wird; denn zu Gott ist immer nur ein jeder einzelne von uns, und er kann es immer nur als einzelner sein, ich, du und niemand anders. Freunde, wir sterben als einzelne, du und ich, ein jeder für sich, und wir sind auch allein zu Gott, du und ich, ein jeder für sich, zwar in der Gemeinschaft der Kirche, aber doch hier als einzelne. Das macht gerade die Würde unseres eigenen Selbst in der von Gott gesetzten Ordnung des Menschen aus. „Der Herr besaß mich im Anfang seiner Wege . . . Noch waren nicht die Abgründe, und ich war schon empfangen . . .“ In diesen und ähnlichen Gedanken aus den Büchern der Weisheit drückt sich jene Ichbezogenheit zu Gott aus. Und es ist klar, daß gerade diese durch das Kollektiv der Zeit bedroht ist. Dabei besteht diese Bedrohung vielleicht noch nicht einmal so sehr darin, daß ausdrücklich die Person des Menschen verneint und mit Füßen getreten wird, nein, gerade oft auch, wo diese anscheinend in seiner Freiheit gewährt ist, bringt das ewige Einerlei einer Tätigkeit innerhalb einer Organisation, Fabrik oder was es sonst sei, das Engespanntsein in einen Tagesrhythmus, aus dem man sich nicht lösen kann, den Menschen unbemerkt dazu, sich selbst zu verlieren, seine, auf das Ganze gesehen, vielleicht unbedeutende und ersetzbare Funktion zu verwechseln mit sich selber und sich auch für so zu halten.

Damit aber, Freunde, verliert der einzelne sein Ich, und damit unvermeidbar jene Ichbezogenheit zu Gott, jenen Raum, in dem das Gebet sich entfaltet in echter Weise. Wir alle wissen, wie sehr wir dieser Gefahr ausgesetzt sind, kann sich doch praktisch wohl keiner von uns der Organisation und den geschilderten Wirkungen entziehen. Und sehen wir uns doch um, wie es vor sich geht, daß jemand die Verbindung mit Gott verliert: Das ist doch in den allerwenigsten Fällen so, daß jemand, gleichsam wie von einem Blitz aus heiterem Himmel, von der Idee befallen wird, Gott ist nicht, daß ihm da eine plötzliche Erkenntnis oder Einsicht gekommen sei. Nein, es geschieht doch so, daß jemand immer mehr dem Rhythmus einer Organisation, eines einseitigen Tuns verfällt und, um da eine Entspannung zu haben, sich wieder anderen, technisch organisierten Einflüssen ergibt, der Geräuschkulisse des Radios, der Bildkulisse des Fernsehens — nur nicht mehr er selbst, bei sich, sondern immer nur eingebettet in etwas Organisiertes —, darüber geht dann auch das persönlichste Tun des Ich, das Gebet, verloren, und irgendein zuzätzliches, meist belangloses Ereignis gibt dann den Anstoß zur endgültigen und auch bewußt vollzogenen Abwendung von Gott.

Hier hat Gott uns aber gerade heute in unserer besonderen Situation sein Reich anvertraut, nämlich im Gebet,

in unserem einmaligen Sein zu Gott unser Ich dem Kollektiv und der Kollektivtendenz entgegenzusetzen. Nirgendwo ist der Mensch so er, so einmalig, unersetzbar „er“ wie im Gebet. Hier kann keine Organisation, kein Berufsrythmus, kein organisiertes Vergnügen heran, wofern er nur will, wofern er betet. Der Beter ist der geborene Gegner des Kollektivs, wo und in welcher Form auch immer es sich zeigt. Das Gebet ist des Kollektivs tödlichste Bedrohung. Greifen wir zu dieser Waffe, und wir werden Geschichte machen! Mögen wir noch so bedrängt, noch so eingespannt sein, vielleicht auch noch so müde und leer, beten können wir immer, und damit „Ich“ sein und das Kollektiv unschädlich machen für uns und unseren Lebenskreis, solange uns das Leben bleibt. Das aber steht bei Gott allein. Nicht von ungefähr nennt sich die Kirche die *ecclesia orans*, die betende Kirche, weil sie seit je weiß, um das Ich zu Gott im Gebet. — Folgen wir ihr darin.

Die Kirche der Welt sichtbar machen

Wir haben nicht nur Verantwortung, und Gott hat uns nicht nur sein Reich anvertraut für uns und unseren eigenen Lebenskreis, sondern auch für die Welt als Ganzes. Wir müssen uns darüber klar werden, was hier Verantwortung und Anvertrautsein des Reiches Gottes heißen soll, damit es nicht mißverstanden wird im außerkatholischen Raum. Das Katholische, Freunde, ist keine Konfession und keine Weltanschauung unter anderen. Daran möge niemand Anstoß nehmen oder uns darob gram sein. Wissen wir doch, daß das mit dem persönlichen Heilsweg des einzelnen nichts zu tun hat, wie die Päpste immer wieder betont haben, und wir haben das Wort des Herrn, dessen man sich immer wieder erinnern muß, wenn man von der Einzigartigkeit des Katholischen um des Gewissens willen zu sprechen hat, daß überall dort, wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind, Er unter diesen ist. Von hier aus gesehen, ist die Einzigkeit des Katholischen nicht Bevorzugung oder Anlaß zu Überheblichkeit, sondern nur schwere, lastende Verantwortung.

Es ist sehr leicht, die Verantwortung in Worten zu umschreiben, aber es ist sehr schwer, sie in die Tat umzusetzen, weil es eine allgemeine Regel hier nicht gibt. Und diese Verantwortung besteht darin, das Katholische in Beruf und persönlichem Verhalten so zu leben und darzustellen, daß ein jeder dessen Wesen daran erkennen kann. Hier sind wir wieder alle ganz gleich, Priester oder Laie, wie immer diese Gleichheit in der Kirche bei allen notwendigen Unterschieden hervortritt, wenn es sich um die grundlegenden Forderungen handelt. Gerade dann nämlich ist sie immer katholisch oder auf alles, auf alle bezogen, wie die Übersetzung des griechischen Wortes heißt; und ihr Wesen kommt in dieser fordernden Gleichheit gegenüber einem jeden kaum mehr zum Ausdruck, als in dem Umstand, daß sie keine Weltanschauung unter anderen bedeutet. So kommt es bei der Erfüllung der Forderung, das Katholische so in uns auszuprägen, daß die Welt sein Wesen daran erkennen kann, auf einen jeden einzelnen von uns an, gleichgültig, welche Stellung er hat, was er tut und wie seine Verhältnisse sind. Hier hat ein jeder seine Aufgabe, die nur er erfüllen kann, weil eines jeden Verhältnisse vom anderen verschieden sind, keiner kann sie ihm abnehmen oder ersetzen, niemand anders, nur er — du!

Wenn hier von katholisch die Rede ist, Freunde, so darf

das nicht im Sinne einer Verengung, einer Frontstellung oder Abwehrhaltung verstanden werden, mal gar nicht gegen unsere evangelischen Brüder, aber auch nicht gegenüber dem außerkirchlichen Raum. Die Forderung, die Kirche sichtbar zu machen gegenüber der Welt durch Lebensführung und Beruf, heißt nicht, sogenannte Bekehrungsversuche zu inszenieren, nichts wäre unkatholischer als dieses! Wir müssen wissen: Diese Welt ist mündig; einen Mündigen aber kann man nur durch das Beispiel veranlassen, sich zu ändern oder zu bekehren. Und wenn das Beispiel gar nicht fruchtet, ein Beispiel, das wir alle bestenfalls immer nur unter Sünde und Schwäche geben können, das wir, jedenfalls im Durchschnitt, doch nicht ganz erfüllen können, dann dürfen wir trotz alledem nicht aufhören, das Beispiel zu versuchen, und müssen uns des Wortes des Herrn erinnern, daß Seine Wege nicht die unsrigen sind. Wir müssen einsehen, daß wir im Grunde nichts anderes können, und auch das nicht einmal ohne die Gnade, Ihm unseren Willen zu geben, Seinen Weg zu gehen.

So heißt die Kirche in der Welt sichtbar machen und darstellen nicht Forderungen durchdrücken, Einflüsse gewinnen, in Organisationen kämpfen, nein, alles das gerade nicht. Das sind die Mittel dieser Welt, aber in einem ganz tiefen Grunde doch nicht die unsrigen. Nein: wir müssen wissen, daß wir zunächst und zuerst den Bereich in einem jeden zu respektieren haben, in dem er allein als sein Ich zu Gott ist, und daß wir nicht berechtigt sind, hier einfach einzubrechen. Ohne Hintergedanken, ohne die Freiheit des anderen auch nur geistig anzutasten, aus der Haltung heraus, daß ein jeder allein zu Gott ist und mit ihm, sei es im Ja, sei es im Nein, haben wir die Verantwortung gegenüber der Welt für Sein Reich, es ihr darzustellen, und nicht anders. Das, Freunde, ist echte Toleranz, eine Toleranz, welche, die Wahrheit unangetastet lassend, gründet in der Achtung vor dem von Gott gesetzten Geheimnis des anderen und Nächsten. Wenn wir es anders hielten, setzten wir uns auch vor Gott der Welt gegenüber ins Unrecht. Zwar kann es zweckmäßig sein, auch die erlaubten Mittel dieser Welt zu benutzen, um innerhalb der gegebenen Verhältnisse die Grundlagen zu schaffen für einen gesicherten Bestand der Kirche und uns der Organisation und ähnlicher Einrichtungen zu bedienen. Aber wir müssen vorsichtig sein und dürfen nie vergessen, daß dergleichen immer Menschenwerk ist und nicht die Kirche. Und wenn wir Forderungen stellen an die menschliche Gesellschaft und an den Staat, so dürfen das immer nur solche sein, die wir im gleichen Umfange und in der gleichen Weise auch einem jeden anderen zuzugestehen bereit sind. Ohne eine solche Einstellung, ohne eine solche Haltung aus dem Innersten unseres Selbst heraus können wir der Welt heute nicht die Kirche sichtbar machen; denn sie beurteilt uns nicht so sehr nach dem, was wir sagen, sondern nach dem, was wir tun und wie wir uns verhalten.

Wir sind anders als die Welt

Wir müssen wissen, Freunde, daß wir dadurch, daß wir in der Kirche sind und diese ihr sichtbar machen wollen, wir anders sind als diese Welt, daß wir nicht alles mitmachen können, was geschieht, daß wir widersprechen müssen. Das ist überall in der Welt so, wie auch immer die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse sein mögen. Graduell mag es von Land zu Land verschieden sein, aber es ist überall so. Wir können mit dieser Welt nicht in

Frieden leben, und die Welt mag ruhig wissen, daß wir es auch nicht tun werden. Andernfalls ist es nicht möglich, ihr das Reich des Herrn zu zeigen; denn die Welt ist eben gerade nicht dieses Reich. Immer, oder doch meistens, wenn die Welt glaubt, alles so hübsch und schön für sich geordnet zu haben, müssen wir ihr widersprechen und Widerstand leisten, weil dies oder jenes Gottes Geboten widerspricht. — Widersprechen und Widerstand leisten, natürlich nur in der beschriebenen Haltung! Die Welt ist so sehr von Gott abgewandt, daß sie beinahe grundsätzlich nicht sich gemäß der von Gott gesetzten Ordnung verhält. Daher kommt es, daß im Grunde alles, was sie aus sich tut, zu ihrem Unheil ausschlägt. Wie gewaltig und segensreich sind doch die Fortschritte der Medizin mit ihrer so weitgehenden Beherrschung der Infektionskrankheiten, und schon zeichnen sich in der Zukunft soziale Schwierigkeiten dadurch ab, daß die Menschen zu alt werden und die Last angeblich überalterter Generationen auf die jüngeren drückt. Anstatt Zeichen des durchdringenden Verstandes des Menschen zu sein und ein Triumph der von Gott in ihn hineingelegten Fähigkeiten, stehen die Pilzwolken der Atomexperimente als drohende Zeichen am Himmel von Ost und West. Welch bedeutende technische Erfindung ist doch der Film, und was bringt die Welt alles an Schmutz und Schund mit diesem Wunderwerk hervor!

Das ist so bei der Welt, weil sie nun einmal von Gott fort ist und in einem ganz tiefen Grunde ihrer selbst doch auf ihn angelegt ist. Wenn daher die Welt sich aus sich selber und eigener Kraft ordnen will, so ordnet sie sich notwendig gegen Gott. Hier, Freunde, leuchtet die ganze ungeheure Tragweite der Verantwortung auf, die wir haben, ein jeder einzelne, du und ich, dadurch, daß wir in dieser Welt sind, aber notwendig anders als sie, und Gott Sein Reich uns in ihr anvertraut hat. Entweder ordnet sich die Welt aus sich notwendig gegen Gott zu ihrem eigenen Unheil, oder aber wir ordnen sie zu Gott hin, zu ihrem Heile; ein Drittes gibt es nicht. Angesichts des heutigen Zustandes der Welt ist unsere Verantwortung vor Gott riesengroß. Vielleicht hat keine Generation der Christenheit vor uns so viel Verantwortung und Aufgabe wie wir. Aber anstatt uns dadurch bedrücken zu lassen, sollten wir es als eine Auszeichnung empfinden, daß Gott, der Herr der Geschichte, uns so Großes und so Vieles und so Schweres anvertraut — und uns damit auch so Vieles zutraut; denn Gott belastet niemanden über seine Kräfte. Aber wir müssen auch das tun, was wir zu tun haben, sei es gelegen oder ungelegen. Wir müssen in die Welt hineingehen, unseren Beruf auf das sorgfältigste und möglichst beste ausfüllen, müssen der Welt zeigen, daß wir ihre erlaubten Mittel genauso virtuos gebrauchen können wie sie selbst und daß wir ihr trotzdem nicht gehören. Gewiß, die Welt wird sich gegen uns stellen, weil wir ihr unbequem sind, wir werden Schwierigkeiten haben, es kann einsam um uns werden mit unseren Zielen und Absichten. Es kann vor allem einsam um uns werden durch das Versagen in den eigenen Reihen, vielleicht auch durch die persönliche Sünde, die Welt kann gegen uns vorgehen mit ihrer Gewalt, wie sie es so oft tat in der Geschichte der Kirche, alles das kann sein und wird vielleicht sein, und doch dürfen wir nicht abgehen von dem, was uns Gott anvertraut hat. Ob und wie es uns in Zukunft gelingen wird, die Welt zu Gott hinzuordnen, steht nicht bei uns; denn Er ist der Herr der Geschichte. Wir

müssen wissen, daß alles, was wir tun, an und für sich unnütz ist vor Gott und daß es nur dadurch nützlich wird, daß Er es verwandelt und hineinnimmt in Seinen Weltenplan; und wenn alles einmal vergebens erscheinen sollte, wenn wir in die völlige Niederlage vor der Welt hineinkommen sollten, entweder als einzelne oder die Kirche als Ganzes, so müssen wir wissen, daß wir im Kreuz immer das Heil haben werden.

In dieser Weise, Freunde, hat Gott uns heute in unserer Zeit Sein Reich anvertraut. Und wenn wir alles das überblicken, so kommen wir wieder zum ersten zurück, zum Gebet, das legitim ist heute auch vor Wissenschaft, worin ein jeder ganz er selbst ist, einmalig, unwiederholbar, geschützt vor dem Kollektiv der Zeit, zur geistigen Ordnung des Menschen, die uns über uns selber erhebt und eine radikale Absage erteilen läßt an die Unkeuschheit der Zeit, und zur Verantwortung vor der Welt, in der Gott uns sein Reich anvertraut hat, indem wir die Kirche in ihr sichtbar zu machen haben in echter Toleranz, in tiefster Achtung vor dem Geheimnis des Nächsten, in dem er zu Gott ist, sei es im Ja zu Gott, sei es im Nein. Wir haben die Verheißung, daß die Pforten der Hölle die Kirche nicht überwältigen werden, aber wir haben auch Chancen, die in natürlichen Gegebenheiten liegen. Wir stehen hier auf geschichtlichem Boden, am Schicksalsstrom Europas und des Abendlandes, jenes Abendlandes, in dem nach dem Plane Gottes Kirche und Christentum sich ausformen sollten zu ihrer Mission in der Welt. Noch läuten die Glocken der Dome an Rhein und Donau, noch gibt es Millionen, die gewillt sind, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen innerhalb und außerhalb des katholischen Bereiches, und noch gibt es Millionen, die beten. Auch darauf dürfen wir vertrauen. Noch ist Abendland, dem unser Volk den ganzen Glanz seiner Kultur verdankt. Aber dieses Abendland muß beten, oder es wird nicht mehr sein. So lasset uns das tun, was der hl. Benedikt in seiner Ordensregel seinen Mönchen vorgeschrieben hat und mit dem diese den Grund zur abendländischen und europäischen Kultur gelegt haben: Beten und Arbeiten. Lasset uns beten und arbeiten heute, und nochmal, beten und arbeiten, und alle unsere Sorgen auf den Herrn werfen — und wir, wir werden die Sieger von morgen sein.

Wie am Vorabend wurde die Feierstunde mit dem gemeinsamen Gesang des Credo und dem Segen der Bischöfe beschlossen.

DER SAMSTAG

Tag der Begegnung

Der Samstag stand im Zeichen der Begegnung. Fast 50 katholische Berufs- und Standesgruppen sowie die Jugend und die Heimatvertriebenen aus ganz Deutschland trafen sich zu Gespräch und Gebet.

Am Morgen feierte der Apostolische Administrator der Diözese Meißen, Bischof Otto *Spülbeck*, im Dom eine Pontifikalmesse. In seiner Predigt behandelte er das Thema:

Die Kirche und die Wiedervereinigung Deutschlands

Meine lieben Brüder und Schwestern von Ost und West, von Nord und Süd!

„Die Kirche — das Zeichen Gottes unter den Völkern“ ist die große Parole des diesjährigen Katholikentages. Dieses Wort vom Zeichen Gottes unter den Völkern findet sich

beim Propheten Isaias 11, 12. Er hat damals aus der großen Not des auserwählten Volkes heraus gesprochen. Das Volk war getrennt. Samaria mit dem Nordreich war das Opfer der Assyrier geworden, die Bewohner waren verschleppt und in Gefangenschaft gebracht. Judäa und Jerusalem paktierten mit der anderen Großmacht, mit Ägypten. So war das Volk des Herrn gespalten. Assyrier und Babylonier im Osten, Ägypter und Äthiopier im Westen als beherrschende Kraftgruppen. In dieser Not sprach der Prophet das Wort von der Einheit des Volkes, das von allen Enden der Welt zusammengeführt werden müsse. Diese Zusammenführung sei für alle Heidenvölker das große Zeichen des lebendigen Gottes.

Wenn wir heute diesen Bericht lesen und die Worte des Propheten hören, merken wir, wie sehr der Prophet zu uns spricht. Sind wir nicht das gespaltene Volk? Gehört nicht ein Teil des Volkes der Kräftegruppe des Ostens und ein Teil der Kräftegruppe des Westens an? Was Samaria mit dem Nordreich und Jerusalem mit dem Südreich damals geschah, ist auch unser Schicksal geworden. Wir finden den Weg zur Einheit nicht zurück, und doch sind wir Brüder und Schwestern eines Glaubens, einer Taufe, eines Herrn Jesus Christus und Söhne und Töchter des einen lebendigen Gottes. Was für ein Zeichen Gottes wäre es, wenn es uns als Kirche gelingen würde, außerhalb der politischen Gewalten die Einheit des Volkes wiederherzustellen. Das wäre die überzeugendste Tat der Kirche, es wäre das Zeichen Gottes unter den Menschen aller Zonen, und wir könnten dankbar das Wort des Herrn sich erfüllen sehen: Sie werden eure guten Werke sehen und den Vater preisen, der im Himmel ist (Matth. 5, 16).

Merken wir, meine lieben Brüder und Schwestern, wie sehr der Katholikentag für uns Aufgabe und Auftrag ist. Wir dürfen an diesem Werk nicht vorübergehen. Es ist das Heilswerk, an dem wir mitwirken müssen. Damals beim Volke Israel ist die Spaltung nicht überwunden worden. Das auserwählte Volk blieb getrennt, und am Ende dieses unheilvollen Weges steht dann der Abfall von Gott und die Kreuzigung des Herrn. Sehen wir, wie ernst diese Botschaft „Die Kirche — das Zeichen Gottes unter den Völkern“ uns verpflichtet.

Was können wir als Kirche tun? Was kann ein jeder von euch tun, um das Wort des Propheten Isaias auch für unser Volk wirksam zu machen? Auf diese Fragen gibt es verschiedene Antworten. Wir wollen nicht von den politischen Lösungen und den politischen Machtfaktoren sprechen. Zu dieser Antwort haben wir keine Legitimation. Wir wollen die Antwort geben als Kirche aus dem Raum des Gebetes, aus dem Raum der Liebe.

Die Spaltung ist Strafe

Die erste Antwort aus dem Raum der Kirche lautet: Die Trennung unseres Volkes ist die Sühne für so viel Schuld, die wir auf uns geladen haben. Wir müssen sie als Genugtuung leisten für all das Böse der vergangenen Jahre. Es ist die verdiente Strafe des Herrn, und wenn nur einem Teil des Volkes diese Buße in verstärktem Maße auferlegt ist, so wissen wir doch von der stellvertretenden Kraft der Sühne, daß einer für den andern so eintritt, wie Christus für uns am Kreuz gestorben ist. Diese Antwort ist sicher sehr fromm und kommt aus einer tiefen Gläubigkeit des Herzens. Aber sie genügt uns nicht, so gut und wichtig sie auch sein mag.

Die zweite Antwort lautet: Wir geben uns ganz in die Hand Gottes und vertrauen auf seine Vorsehung. Die Spaltung unseres Vaterlandes mag Sühne sein, sie ist auf jeden Fall ein Kreuzweg und wird, solange es Gott will, uns auferlegt bleiben. Wir werden daher geduldig durchhalten und Gott bitten, er möge uns die Kraft geben, das Kreuz zu tragen. Diese Antwort entspricht dem Fühlen weiter christlicher Kreise, aber sie entspricht nicht der ganzen Weite christlicher Botschaft. Es ist der zu konventionelle Trost, mit dem oft christliche Frömmigkeit in unerleuchteter Weise operiert. Sicherlich gibt es das Gebet, das das von Gott einem bestimmte Kreuz hineinnimmt in den eigenen Willen und Gott bittet, er möge uns Kraft geben, das „Unvermeidliche mit Würde zu tragen“. Aber diese Antwort ist verkürzt. Das Bittgebet hat im christlichen Raum einen echten Sinn, nicht nur um aus der Gnade Gottes heraus die Gegenwart ertragen zu können, sondern es hat den Sinn, die Gegenwart mit zu *gestalten*. Wir sind keine Fatalisten. Wir glauben, daß die Vorsehung Gottes unser Bittgebet mit einschließt. Für uns ist die Vorsehung so weitmaschig, daß Gott auf vielen Wegen seine Pläne durchsetzt. Betet doch die Kirche am 7. Sonntag nach Pfingsten: O Gott, dessen Vorsehung sich in ihren Dispositionen nicht täuscht. Gottes Anweisungen werden entscheidend modifiziert von der Kraft unserer Bittgebete. Darum ist das Gebet des Herrn am Ölberge ein echtes Bittgebet: „Vater, wenn es dein Wille ist, laß den Kelch an mir vorübergehen.“ Gott hätte also damals schon seine Pläne mit dem Tode Christi ändern können, und darum hat ja Christus gebeten. Das Alte Testament bezeugt es uns, daß auch auf das Gebet der Menschen hin Gott seine Pläne geändert hat. Wir lesen etwa: „Auf das Flehen des Volkes hin ließ Gott ab von seinem Zorn.“ „Bittet, und ihr werdet empfangen, klopfet an, und es wird euch aufgetan.“ Hier geht es um ein echtes Bittgebet, das die Gestaltung auch unserer Verhältnisse in die Hand nimmt und sie nicht als unveränderbar gelten läßt.

Die Trennung ist Sünde

Die dritte Antwort, die aus dem Kirchenraum kommt, bejaht all das, was die anderen schon gesagt haben. Die Spaltung des Volkes ist Sühne und Genugtuung. Sie ist ein Kreuzweg, den wir gehen müssen, solange es Gott will. Aber diese dritte Antwort sagt: Die Spaltung ist ein Unrecht vor Gott, sie ist eine Sünde. Und eine Sünde kann man nicht einfach hinnehmen, sondern man muß mit aller Kraft des Herzens und des Willens gegen sie angehen. Die Trennung ist eine Sünde gegen die Gerechtigkeit, und in diesem Auseinanderreißen unseres Vaterlandes toben sich die bösen Gewalten aus, an deren Spitze der Diabolus, der „alles auf den Kopf stellende“, der Satan steht. Daher erfüllt uns diese Trennung mit so tiefem Schmerz. Nicht nur ist uns diese Trennung ein Erschweren: wir können nicht so gut hinüber- und herüberfahren. Die Welt, in der wir drüben leben, ist vielen von uns völlig fremd, manche wollen die Einheit, damit die guten alten Zeiten zurückkehren. Für uns ist die Spaltung aber ein quälender Schmerz über eine Sünde gegen die Gerechtigkeit. Es ist ein Frevel an den Gesetzen Gottes, der die Völker als Einheiten geschaffen hat und erhalten will. Müssen wir uns nicht mit viel tieferem Ernst fragen: Leiden wir eigentlich aus dieser Sicht heraus an der Trennung unseres Volkes? Müßte nicht das Wort des frommen Be-

ters aus dem 118. Psalm Geltung haben: Wasserbäche entströmten meinen Augen, da sie sehen mußten, wie sie dein Gesetz nicht beachten? Die Trennung ist eine Beleidigung Gottes, ein Angriff gegen die heilige Ordnung der Völker. Müssen wir nicht das Gefühl für dieses Unrecht, das nicht nur auf der politischen Ebene liegt, viel vernehmlicher und deutlicher den Staatsmännern hüben wie drüben zum Bewußtsein bringen? Ja, muß es nicht bei uns und allen im Westen wie im Osten, zu einer ständigen Unruhe des Herzens führen, daß Gott so offensichtlich beleidigt wird? Hören wir die Antwort aus der Apostelgeschichte nach der Pfingstpredigt des heiligen Petrus: Als sie das hörten, durchschnitt es ihr Herz, und sie fragten Petrus und die anderen Apostel: Brüder, was sollen wir tun? Sie antworteten: Denket um. (Apg. 2, 37.) Befreit euch von der allzu billigen Sorge, daß die Trennung nur eine Unannehmlichkeit im Volksleben ist. Laßt es euch innerlich ins Herz brennen. Laßt euer Herz zerschnitten werden, wie der Apostel sagt, von dem Wissen um die Sünde, die diese Trennung bedeutet. Werdet über dieser Sünde nicht mehr ruhig, weder bei Tag noch bei Nacht. Die Sünde der Trennung hat in Israel zur Auslöschung des erwählten Volkes geführt, hat hingeführt bis zur Kreuzigung des Herrn.

Was wir tun können

Zweitens: Wir müssen beten und opfern für die Einheit unseres Volkes, hüben wie drüben. Wir glauben ja an die Kraft des Bittgebetes. Wir wissen, daß Gottes Macht seine Güte ist. Wo sind die Gebetsgemeinschaften, wo ist der lebendige Rosenkranz, wo ist das Gebetsapostolat, das diese sündige Wunde an unserem Leibe nicht wieder vergißt? Wo ist das Gebet im Familienkreis, das täglich um dieses Anliegen ringt? Wie habt ihr, meine lieben Mütter, mit Gott gerungen um die Heimkehr eurer Männer und eurer Söhne. Wie schließt sich eine Familie zusammen, wenn etwa ein Sohn oder eine Tochter in die Irre geht. Müßten wir nicht mit gleicher Kraft ein jeder von uns den Himmel bestürmen, daß Gott uns die Einheit wieder-schenken möge? Müßten wir nicht freiwillige Opfer bringen, um die Kraft unseres Gebetes zu stärken? Müßten wir nicht in dieser Stunde auch das Wort aus der Zeit der ärgsten Verwirrung unseres Volkes uns sagen lassen: „Nur dem Beter kann es noch gelingen, das Unheil von uns abzuwenden“?

Was wir tun müssen, ist sodann das, was der Katholikentag uns als Tag der Begegnung auferlegt. Sprecht miteinander, meine lieben Brüder und Schwestern. Rettet den eindeutigen Sinn unserer deutschen Sprache, der durch die Not der Trennung uns allmählich verlorenggeht. Ihr, meine lieben Brüder und Schwestern aus der DDR, macht nicht den Katholikentag zur Klagemauer eurer Unzufriedenheit. Es ist so manches bei uns schwer. Es gibt Engpässe, es gibt Mangelware. Diese Dinge aber sind nicht entscheidend. Entscheidend ist, daß wir gespalten sind und zerrieben werden können zwischen den Großmächten, wie einst Israel zerrieben wurde zwischen Babylon und Ägypten. Und ihr, meine lieben Freunde aus dem Westen, betrachtet uns nicht als die armen Verwandten, die zu Besuch kommen. Mitleidiges Bedauern ist ein schlechter Trost. Nehmt uns herzlich auf als Brüder und Schwestern, und ihr habt es ja so oft schon gezeigt. Und diese Einheit in dem einen Glauben ist es, die uns Zuversicht und Mut gibt, damit so viel Verschiedenheit überbrückt werde.

Und euch aus der DDR sage ich: Seid nicht zu stolz auf das lebendige Glaubensleben, das wir, Gott sei Dank, bei uns erfahren dürfen. Vergeßt nicht, daß, so schön und lobenswert die Begeisterung und die Aktivität unserer Diaspora ist, wir nur demütig Gott danken dürfen, wenn aus dieser Not für uns so manche Gnade kommt. Aber macht diese Not nicht zur Tugend. Da die öffentlichen Gewalten bei uns in ihren entscheidenden Kräften vom Marxismus bestimmt sind, begibt sich der gläubige Katholik in den Raum der Kirche. So kennt er vor allem das „Ora“. Unsere Mitchristen hier haben schon neben dem Ora das Labora, Beten und Arbeiten. Diese Diaspora-situation bei uns kann zur Gefahr werden. Helfen wir gegenseitig, diese Gefahr zu überwinden. Ihr habt uns immer geholfen, hier helft uns weiter.

Eine Frage an unser Gewissen. Aus der Begegnung habt ihr gehört, welche seelischen Nöte unsere Brüder aus der DDR mitbringen, Nöte, die schlimmer sind als Hunger und Kälte. Könnt ihr, wenn ihr dies gehört habt, weiterhin so unbesorgt leben? Euer Lebensstandard mag uns mit Neid erfüllen, aber wieviel Not gibt es auch bei euch, wieviel Not in der ganzen Welt? In einer Versammlung ist vorgestern das Wort gefallen, daß 60 Prozent aller Menschen in der Welt hungern müssen. Solltet ihr euch da nicht einmal freiwillig einschränken, einmal auf dies oder jenes Vergnügen verzichten und das, was ihr dann spart, euren Brüdern, die hier unter euch Not leiden und in der ganzen Welt, zur Verfügung stellen? Dies Opfer und dies echte Mitleiden hat ja seinen ganz besonderen Segen.

Der katholische Christ im kommunistischen Staat

Aber die Frage bleibt jetzt bestehen: Wie werden wir drüben mit den Problemen fertig? Denn die Einheit verwirklicht sich ja nicht so schnell, und Gott verlangt von uns ein inständiges Gebet, ein „Betet ohne Unterlaß“. Wir müssen also zunächst weiter getrennt leben.

Laßt mich einige grundsätzliche Fragen in der Einstellung zum Staate drüben hier beantworten. Ich beantworte sie als einer, der ja drüben wohnt, und ich beantworte sie so, wie ich es bei Predigten und Ansprachen drüben regelmäßig tue. Das Entscheidende, das wir als Christen immer wieder betonen müssen, ist, daß wir in aller Deutlichkeit erklären, daß wir anders sind. Wir erlauben uns als katholische Christen in fast allen Fragen der Öffentlichkeit eine andere, und zwar eine eigene Meinung zu haben, die wir aus Presse und Rundfunk niemals hören. Wir sind eben anders. Das ist keine Neuigkeit, sondern muß immer wieder den verantwortlichen Stellen gegenüber erklärt werden.

Lassen Sie mich als Beispiel ein Gespräch erzählen, wie ich es oftmals auf höchster Ebene oder in den Bezirken des Landes führe. Dies Gespräch beginnt geradezu stereotyp: Herr Minister, Sie sind Marxist. Ich bin katholischer Christ. Wir haben daher in den weltanschaulichen Beziehungen nichts miteinander gemein. Es gibt keine Brücke von Ihnen zu uns. Wir sind völlig getrennte Leute. Aber wir leben in einem Haus, dessen Grundfesten wir nicht gebaut haben, dessen tragende Fundamente wir sogar für falsch halten. Und wenn wir jetzt in diesem Haus miteinander leben, so kann unser Gespräch nur bedeuten — verzeihen Sie mir die Banalität, aber ich habe es so gesagt — wer macht in diesem Hause die Treppe sauber? Damit soll keine Abwertung der ernstesten Gespräche zwischen Staat und Kirche gemeint sein, sondern es soll nur

handgreiflich ausgedrückt werden, daß grundsätzliche Gespräche zwischen den beiden Partnern nicht möglich sind. Wir tragen gerne dazu bei, daß wir selbst in diesem Hause noch menschenwürdig und als Christen leben können, aber wir können kein neues Stockwerk draufsetzen, da wir das Fundament für fehlerhaft halten. Das Menschenbild des Marxismus und seine Gesellschafts- und Wirtschaftsauffassung stimmt mit dem Bild, das wir haben, nicht überein. Dieses Haus bleibt uns ein fremdes Haus. Wir leben nicht nur kirchlich in der Diaspora, sondern auch staatlich.

Nachdem solche Klärungen gegeben waren, gab es dann immer ein gutes Gespräch. Der Kontakt von Mensch zu Mensch war gefunden, und da die Menschen fast immer besser sind als ihre Grundsätze, die sie vertreten, konnten wir in vielen praktischen Fragen einig werden.

Wie oft habe ich betont, wir sind keine Untergrundbewegung. Wir sind keine Staatsfeinde. Wir achten den Staat als Ordnungsmacht in der Öffentlichkeit, und soweit er dieses Amt ausübt, wissen wir uns auch im Gewissen gebunden. Aber an maßgebenden obersten Stellen können wir an diesem Staat nicht bauen. Es wird uns ja oft genug gesagt, daß dieser Bau nur möglich ist von der Voraussetzung des marxistischen Leninismus, von der Voraussetzung des atheistischen Materialismus aus. Mit dieser Darlegung möchte ich unter keinen Umständen erklären, daß mit dem hiesigen Haus alles in Ordnung sei. Ich bin Bewohner der DDR und spreche über das, was ich kenne. Die hiesigen Verhältnisse kann ich nicht beurteilen.

Auf diese Weise aber, meine lieben Christen, ist ein Miteinanderleben möglich. Es ist schwer, weil wir uns in der Fremde fühlen. Aber es ist auch in anderer Weise von Gott reich gesegnet. Es geht eine Bewährung wie immer in der Diaspora vor sich, und diese Bewährung ist ein großer Segen Gottes trotz aller Verluste.

Das alles schließt nicht aus, daß wir in den großen Anliegen der Völker unseren Beitrag leisten. Der Friede, die Wohlfahrt aller Glieder des Staates und die Einheit, um die wir so ringen. Aber alle diese Anliegen nehmen wir nicht mit politischen Mitteln auf, sondern mit den Mitteln, die uns gemäß sind, mit den Mitteln der Kirche: Gewissensforschung, Gebet, Opfer und Bruderliebe.

Ein Wort an die Jugend

Laßt mich ein letztes Wort an unsere Jugend richten. Ihr müßt so oft hören, daß ihr rückschrittlich seid, unmodern, unwissenschaftlich. Die anderen aber, die seien die Fortschrittlichen, die die Wissenschaft gepachtet haben. Laßt euch durch diese Worte nicht verwirren. Dieser Begriff des Fortschrittes und der Wissenschaft, wie wir ihn bei uns bis zum Überdruß hören müssen, gehört dem vergangenen Jahrhundert an. Mit Schrecken und Bedauern und ernster Sorge müssen wir feststellen, daß die öffentliche Meinung und ebenso die Staatsdoktrin in bezug auf die Kirche noch nicht über das 19. Jahrhundert hinausgekommen ist. Sie hat vom 20. Jahrhundert in unseren Bereichen noch nicht Kenntnis genommen. Im einzelnen läßt sich das sehr deutlich nachweisen, aber nehmt ein Wort mit nach Hause. Die Chance des Christentums, wenn wir dieses verweltlichte Wort gebrauchen dürfen, ist Christus selbst. Ihm gehört die Zukunft, ihm gehören die Völker, ihm gehört unser armes, gespaltenes deutsches Volk. Wenn schon im Bereich der Gesellschaftswissen-

schaften, im Bereich der Philosophie wir feststellen müssen, daß der Fortschritt der anderen 19. Jahrhundert ist, daß die Kirche aber schon längst im 20. Jahrhundert lebt, und zwar in reicher geistiger Fülle, dann seid ihr mit dieser Kirche die Avantgarde der Jugend der Welt. Das soll euch mit Trost und Zuversicht erfüllen.

Wir aber wollen wissen, daß es eine zutiefst der Kirche zugehörige Aufgabe ist, die sündige Wunde der Trennung zu heilen. Diese Aufgabe kann uns niemand abnehmen, und wir wollen auch von niemand uns darin übertreffen lassen. Machen wir die Aufgabe des Katholikentages wahr, daß die Kirche werde das Zeichen Gottes, das ausgerichtet ist über der Einheit unseres Volkes unter allen Menschen. Amen.

Der Friedensgang der Frauen

Am späten Vormittag versammelten sich über 20 000 Frauen und Gläubige aus allen Teilen Deutschlands zu einem Friedensgang im Dom. Zahlreiche Bischöfe und Weihbischöfe, an ihrer Spitze die beiden deutschen Kardinalä, wohnten der eindrucksvollen Feierstunde der Arbeitsgemeinschaft aller katholischen deutschen Frauen bei.

Wenn die Kirche ein Zeichen unter den Völkern sein wolle, habe dieser Friedenskreuzzug der Frauen seine besondere Bedeutung, betonte der Erzbischof von Paderborn, Dr. Lorenz Jaeger, in seiner Ansprache. Männer könnten zwar Wunden schlagen, aber die Frauen müßten sie heilen; Männer würden zwar den Frieden stiften, die Frauen aber seien die Schutzburgen des Friedens. Der Beitrag der Frauen zum Frieden in der Welt sei von entscheidender Bedeutung. Der Frau und Mutter sei die heranwachsende Jugend anvertraut. Aber auch die berufstätige Frau solle im Bewußtsein des hohen Vorbildes der Gottesmutter für den Frieden wirken. Abbild der Mutterkirche müsse die Frau sein, Trägerin der Freude und Stifterin des Friedens.

Mit den Worten „Nimm hin, Vater im Himmel, die Kerze“ übergaben die Mütter, die Ordensfrauen, berufstätige Frauen, Ehefrauen, die Frauenjugend, Witwen und Frauen der Vermißten, die Landfrauen, Hausgehilfinnen und Dorfhelferinnen, Lehrerinnen und Jugendleiterinnen, Arbeiterinnen, Handwerkerinnen, Künstlerinnen, Journalistinnen und Frauen im öffentlichen Leben als Zeichen der Bereitschaft, dem Frieden zu dienen, dem Erzbischof von Köln brennende Kerzen. Vor dem eucharistischen Segen betete Kardinal Frings gemeinsam mit den Frauen für den Frieden in den Menschenherzen, für den Frieden in unserem Volke und in der Welt.

Die Schiffsprozession

Zu einem Höhepunkt des Katholikentages wurde dann in den Spätnachmittag- und Abendstunden die große Schiffsprozession auf dem Rhein. Nach dem Vorbild der „Mühlheimer Gottestracht“ bewegte sich der Eucharistische Heiland, von zahlreichen Schiffen geleitet, an 800 000 Menschen vorüber, die eine einzige betende Gemeinde bildeten. Die Schiffsprozession wurde in Form einer Andacht gehalten, während der viermal der Segen gespendet wurde. Die erste Andacht galt dem Wohl der Stadt und des Erzbistums Köln (den Segen spendete Kardinal Piazza), die zweite wurde „Für Land und Vaterland“ gehalten (Erzbischof Muench), die dritte „Für die Länder und Völker der Erde“ (Erzbischof Jaeger), die vierte „Für

das Gottesreich und die Kirche“ (Erzbischof Seiterich). Nach dem Schlußsegen auf dem Dombunker durch Kardinal Frings vereinigten sich ungezählte Gläubige zu Gottesdiensten und Betstunden während der ganzen Nacht.

DER SONNTAG

Der letzte Tag

Am Sonntag feierte der Apostolische Nuntius, Erzbischof Aloysius Muench, vor über 500 000 Menschen eine Pontifikalmesse, bei der der Erzbischof von Köln, Josef Kardinal Frings, die Predigt hielt. Er sagte u. a.:

Diese Versammlung ist ein wahres Abbild der heiligen Kirche, die unser Herr und Heiland Jesus Christus gegründet hat. Meine Lieben, diese unsere heilige katholische Kirche ist nicht Menschenwerk, sondern Gotteswerk, ist das Panier, das Gott selber aufgerichtet hat, um das Gottesvolk aus allen Völkern der Erde zu sammeln. Und der Herrgott selber hat diesem Werk Merkmale mit auf den Weg gegeben, die die Kirche als Gottes Werk erkennen lassen von allen, die guten Willens sind. Er hat ihr gegeben die wunderbare Einheit in der Liebe, im Kultus und in der Verfassung, die uns in diesen Tagen in Köln so überwältigend in Erscheinung kam. Er hat die Kirche so gegründet, daß sie sich ausdehnt über die ganze Welt, und, wie wir es sehen konnten in diesen Tagen, auch die neuen Erdteile mehr und mehr erobert. Er hat sie heilig gestaltet, so daß immer wieder neue Blüten der Heiligkeit aus ihrer Wurzel hervorsprossen auch in unseren Tagen. Und diese heilige Kirche besteht seit fast zweitausend Jahren und hat die Verheißung ewigen Bestandes von Gott. Kirche Gottes, Zeichen dafür, daß der Herrgott nicht zufrieden ist mit einer Naturreligion, mit einem allgemeinen religiösen Empfinden, sondern daß er in seiner unendlichen Liebe uns an sich gezogen hat, uns berufen hat, in einer übernatürlichen Religion wahrhaft seine Kinder zu sein. Ja, er will uns einmal an seinen Busen ewig ziehen, da sollen wir ihn schauen von Ewigkeit zu Ewigkeit. Das hat uns verdient unser Herr und Heiland Jesus Christus, der aus unendlicher Liebe Mensch geworden und unser Bruder geworden und am Kreuz gestorben ist. Die heilige Kirche ist das Werk Jesu Christi, gebildet aus dem Blut und Wasser, das aus seinem durchbohrten Herzen geflossen ist, ist seine Braut, die er liebt, wie nur ein Bräutigam seine Braut lieben kann, und die er schön sehen will, ohne Runzeln und Makel. Sie ist sein mystischer Leib, an dem er selber das Haupt ist, und diesem Leib hat er eingehaucht seinen Geist, den Heiligen Geist, daß er wie ein Sturmwind die Götzenbilder in aller Welt umstürze, die Kirche lenke und leite bis ans Ende der Tage. O heilige katholische Kirche, Geheimnis des Glaubens, unsere Mutter, du bewahrst die Wahrheit, die der Heiland Jesus Christus dir gegeben hat, unverfälscht bis ans Ende der Tage, du entwickelst sie folgerichtig weiter, du verkündest sie bis an die Grenzen der Erde. Heilige Kirche Gottes, du hast den siebenfachen Born der heiligen Sakramente und die Gnade, die Christus am Kreuz uns verdient hat, immer aufs neue fließen zu machen. Heilige Kirche Gottes, unsere Mutter, du mahnst und warnst uns, du lenkst und leitest uns, um uns zu bewahren vor den Fallstricken des Bösen und vor den Giftkräutern unserer Lüge. Heilige Kirche Gottes, unsere

Mutter, meine Zunge soll verdorren am Gaumen, wenn ich deiner vergäße, und meine Rechte soll verdorren, wenn ich dich nicht setzte zum höchsten meiner Freunde. Kirche Gottes, Zeichen Jesu Christi und darum auch verfolgt, verleumdet, so wie unser Herr und Heiland Jesus Christus, als er auf Erden wandelte, verfolgt und verlegt und gekreuzigt wurde.

Denkt an die Jahre, meine Lieben, die noch nicht lange hinter uns liegen. Wie ist da die Welt bemüht gewesen, das Licht auszulöschen, besonders in den Herzen der Jugend. In dieser großen Versammlung sind sicher viele Männer und auch viele Frauen, die damals in den Kerkern geschmachtet haben, die die Wundmale Christi an ihrem Leibe empfangen haben um ihres heiligen katholischen Glaubens willen. Wie ist es heute? Leset den Brief, den unser Heiliger Vater, Papst Pius XII., am Feste Peter und Paul dieses Jahres gerichtet hat an die drei Kardinäle Mindszenty, Stepinac und Wyszynski und an alle Völker Europas, die in Gemeinschaft und Frieden leben mit dem Apostolischen Stuhle. Die Adresse ist ausdrücklich auch gerichtet an die „geliebten Söhne und Töchter im östlichen Teile Deutschlands“. Ich weiß nicht, ob euch allen dieser Brief bekannt [vgl. dieses Heft S. 6] geworden ist. Der Heilige Vater erinnert daran, daß genau vor 500 Jahren, im Jahre 1456, die Christenheit bedroht war von einer unheimlichen Gefahr, nämlich von der Türkengefahr. Eine Gefahr, die nicht nur Leben und Eigentum der Menschen, sondern ebenso ihren heiligen Glauben bedrohte. Und da hat der damalige Papst Kalixt III. das sogenannte Türkenläuten eingeführt und die Gläubigen aufgefordert, wenn sie den Ton der Glocke um Mittag hörten, möchten sie alle beten für die bedrängte Christenheit des Ostens. Und diesem gemeinsamen Gebet schrieb man damals den großartigen Sieg des Jahres 1456 zu, den die Ungarn erfochten unter ihrem Anführer Hunyady und dem Heiligen Johannes Capistran bei Belgrad. Dann fährt unser Heiliger Vater fort und sagt: „Dieselben Völker, die damals bedroht waren, sind heute wieder verfolgt und gequält um ihres Glaubens willen.“ Er richtet an diese Völker auf dem Balkan, in der Tschechoslowakei, in Ungarn, in Polen ergreifende Worte des Trostes, der Ermutigung und der Mahnung. Und er fordert alle, alle Gläubigen des ganzen Erdkreises, auf, mittags beim Läuten der Glocke zu beten für unsere verfolgten Brüder und Schwestern. Meine Lieben, sollen wir nicht dem Ruf des Heiligen Vaters nachkommen? Er sagt, wir sollten beten, daß die Gläubigen dort den Mut der Standhaftigkeit erlangen, daß sie sich nicht hergeben, ungerechte Kompromisse zu schließen, und daß die Tage der Prüfung für sie abgekürzt würden. Sind das nicht wunderbare Gebetsanliegen? Ich habe mir sagen lassen, daß schon länger die katholische Jugend bemüht ist, das Angelusbeten um die Mittagsstunde wieder einzuführen. Sollen wir nicht alle diesem Beispiel folgen und, wo immer wir sein werden in ganz Deutschland oder in den Nachbarländern, mittags, wenn die Glocke ertönt, den Angelus wieder beten zur Erinnerung an das größte Geheimnis der Menschheitsgeschichte, daß Gottes Sohn unser Bruder geworden ist aus Maria der Jungfrau und dies Gebet aufopfern für unsere bedrängten Brüder und Schwestern? Und laßt uns die Intention dieses Gebetes noch ein klein wenig ausdehnen und beten für all die Menschen, die nicht das Menschenwürdige an Nahrung, Kleidung, an Freiheit und Menschenrechten besitzen. Ich habe mir

von Kundigen sagen lassen, es seien zwei Drittel der ganzen Menschheit, die unterhalb dessen leben müssen, was man als menschenwürdig bezeichnen muß. Meine Lieben, wenn wir solche Zahlen hören und wenn wir uns Christen nennen, deren Hauptgebot das Gebot der Liebe zu Gott und dem Nächsten ist, können wir dann müßig sein? Müssen wir dann nicht betend auf den Knien liegen und den Vater im Himmel anflehen, daß er sich erbarmen möge über all diese Menschen, die einen nur zu fruchtbaren Nährboden bieten für alle umstürzlerischen Gedanken und Bewegungen? O lassen wir uns nicht von anderen Völkern beschämen, die viel eifriger zu sein scheinen im Gebet und ihrer Sorge für die bedrängte Kirche und für die Notleidenden der ganzen Welt. Beten wollen wir, aber auch tatkräftige Hilfe leisten, wo immer es möglich ist, wo wir wissen, daß große Not herrscht. Wenn ein Glied leidet, leiden alle Glieder mit. „Einer trage des anderen Last, dann erfüllt ihr das Gebot Christi.“ Heilige Kirche Gottes, Braut des Herrn, unsere Mutter, verfolgt auf der weiten Welt, aber gerade dadurch beglaubigt und verherrlicht als Stiftung Jesu Christi, des Gekreuzigten, dir wollen wir treu sein, dir wollen wir dienen, für dich uns begeistern und dich von Herzen lieben. Und der Geist der Liebe schlinge ein unzerreißbares Band um uns alle in der Kraft des Heiligen Geistes, der selber die göttliche Liebe ist.

Es segne euch alle der allmächtige Gott, der Vater und der Sohn und der Heilige Geist. Amen.

Die Schlussfeier

Am Nachmittag kamen alle noch einmal zur Schlussfeier auf dem Stadionfeld-Nord in Müngersdorf zusammen. Die Zahl der Teilnehmer betrug schätzungsweise 700 000. Nach der Begrüßung durch den Präsidenten des Katholikentages, Ministerialrat Dr. *Schneeberger*, in der er betonte, das katholische Volk habe in diesen Tagen seine Einheit im Glauben, aber auch seine untrennbare Zusammengehörigkeit über alle unnatürlichen Grenzen hinweg bewiesen, hielt der Bürgermeister von Berlin, Franz *Amrehn*, die dritte öffentliche Rede. Sie hat folgenden Wortlaut:

Tragt Gottes Zeichen in die Welt

Eminenzen, Exzellenzen, liebe Glaubensbrüder!

Durch alle Welt geht ein tiefes Bangen. Als wir heimkehrten, meinten wir: So schrecklich das Ende auch sei, nun wäre wenigstens Ruhe und Frieden auf lange. Aber wir fühlen weiter die Spannung, die Unruhe, die Zusammenballung neuer Gewitter. Wohl hoffen wir darauf, daß wir festen Boden unter den Füßen behalten.

Aber es bleibt in uns die Angst unserer Zeit. In der Gegenwart entfalten sich geheimnisvolle Kräfte. Nun schaut der Mensch das „unspaltbare“ Atom. Urgewaltige Kräfte vermag er zu entfesseln. Drohung und Segen liegen in der Hand derer, die diese Kräfte regieren. Wissen wir aber, wer sie sind, die solche entfesselten Kräfte lenken? Kennen wir das Maß ihres Bewußtseins der Verantwortung vor Gott und den Menschen? Wir wissen es nicht. So scheinen wir ihnen ausgeliefert zu sein. Vergebens wehren wir den Stimmungen des Unbehagens, ja des Unheimlichen.

Von außen her so bedroht, steht der Christ zugleich in der Verteidigung gegen seine Widersacher. Und wenn er noch so standhaft ist, geht er doch immer erst durch ein

Tor der Dämonen, der Anfeindungen, der Beklemmungen bis zur größten inneren Not, die ihn vielleicht rufen läßt:

Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?

In solchen Zeiten, da der Mensch als Einzelner seine Welt nicht mehr beherrscht, sondern sich den Gewalten hilflos unterworfen fühlt, sucht er Halt in der Gemeinschaft. Not und Schmerz, Verlassensein und Furcht lassen ihn die Begegnung suchen.

Darum ist es nur natürlich, daß auch der Christ seine Gemeinde sucht, sich ihr enger verbindet und sich von Zeit zu Zeit auch in die ganz große Gemeinschaft wie heute hier hineinstellt.

Hier werden wir gewahr, daß keiner von uns in seinen Sorgen allein ist. Hier stehen wir beieinander und zueinander. Hier fühlen wir uns gestärkt. Niemand ist verlassen, niemand auf verlorenem Posten.

Sieh dich um, Freund, sieh deine Brüder, sieh diese Scharen, sieh die Hunderttausende aus ganz Deutschland, die alle nur Abgesandte ihrer Familien und Gemeinden sind! Mit dir bilden sie eine große Gemeinschaft. Mit ihnen zusammen tragen wir unsere Sorgen. Mit ihnen zusammen überwinden wir unsere Sorgen. Die Gemeinschaft gibt uns Stütze und Sicherheit.

Uns geht es nicht darum, in unserer Umwelt mit den Massen Effekte zu haschen. Aus dem Erlebnis der allweiten, hier sichtbar gewordenen und kaum noch übersehbaren Gemeinschaft gewinnen wir die seelische Kraft, als Einzelne auf sicherem Standort zu bleiben.

Wir sind auch nicht gekommen, um materielle Güter zu fordern. Auch nicht aus dem Überschwang unserer Gefühle, sondern aus den geistigen Strömen der vielfältigen Begegnung schöpfen wir die Erfüllung unserer Gemeinschaft.

Gott hat uns diese Gemeinschaft geschenkt. Sie ist das hier vor Gott versammelte Volk. Seine Kirche. Sein Zeichen in der Welt. Allesamt tragen wir es sichtbar in die Welt. Kirche sind wir, nicht nur die Bischöfe.

Aber mit den Bischöfen an der Spitze legen wir Zeugnis ab von Gott und für Gott vor aller Welt. Als Glieder eines Leibes mit dem Haupt Christus stehen wir in einer Gemeinschaft, die keine Gewalt der Erde je überwinden kann. Das ist der Quell unseres Vertrauens, der Trost in aller Bedrängnis, der Grund unserer Zuversicht. Dafür sagen wir Gott Dank. Dank für diese Gemeinschaft! Dank für dieses heutige Erlebnis unserer Gemeinschaft! Dank für den Mut und die Kraft, die wir daraus ziehen.

Das Erlebnis dieser Woche darf nicht bloße Erinnerung werden. Nein, das Geschenk dieser Gemeinschaft bedeutet uns Aufgabe und Auftrag zugleich, die Kirche in der Welt sichtbar zu machen.

Überall haben wir in diesen Tagen die Kirche sichtbar erlebt: In den Bauwerken, in dem wiederhergestellten Dom, in Prozessionen und Heiligen Ämtern, in den Bischöfen und Priestern, in Arbeitsgemeinschaften und Kundgebungen, in dieser Schlußveranstaltung.

Das genügt aber nicht. Jetzt ist es an dir als Glied dieser Gemeinschaft die Kirche als Zeichen Gottes in deiner täglichen Haltung sichtbar zu machen. Gottes Kirche ist durch sich selbst glaubwürdig. Aber sie muß ihre Glaubwürdigkeit auch in dir und deinem Handeln erfahren.

Jeder von uns hat seinen Dienst. In Familie, im Amt, im Beruf, im Haushalt. Hart und verdrießlich kann der Dienst in der Gleichförmigkeit des Alltags werden. Doch

liegt es in deiner Hand, ihn dennoch gern, dennoch zu-frieden, dennoch freudig zu versehen. Hier nimmst du die Kraft mit, die eigene Schwachheit zu überwinden und den Verzagenden zu helfen.

Das ist deine Verantwortung.

Wer da in Unruhe ist, gehezt und gejagt vom Tempo des täglichen Lebens, wer sich hilflos fühlt und ängstigt, wer da verzagen will, der ruft wieder nach der Kirche, so wie die ganze Zeit wieder nach der Kirche ruft.

Dann bist du gerufen, Bruder, denn dir ist die Kirche an-vertraut. Dann laß sie in dir sichtbar werden, dann halte Gemeinschaft mit dem, der da ruft, und lebe vor, was wir heute in diesem Rund bekennen.

Die Welt soll erkennen, was dir und uns allen die Kirche bedeutet:

Das Zeichen Gottes unter den Völkern. In dir soll die Welt es erfahren. Dir ist die Kirche anvertraut. Das bleibt deine Verantwortung.

Der Gemeinschaft, die hier lebendig wird, geht es nicht um die Gewinnung äußerer Macht. Sie strebt nicht nach Ämtern und Positionen. Ihr geht es um Glauben und Dienst.

Das hat sie gemein mit den evangelischen Glaubens-brüdern und dem Evangelischen Kirchentag. Das aller-dings bekennt unsere Gemeinschaft: Daß ihr die Freiheit und Ausübung des Glaubens so wichtig sind wie das täg-liche Brot. Auch darin weiß sie sich einig mit den evan-gelischen Glaubensbrüdern. So geraten der Katholikentag und der Evangelische Kirchentag nicht in Konkurrenz zueinander. Es findet kein Wetttrüsten der Konfessionen statt. Vielmehr vereinigen sich in beiden die lebendigen Kräfte des Christentums in Deutschland.

Und das ist unser beider Auftrag, nicht Argwohn oder Mißtrauen wachsen zu lassen, sondern in der Bedrängnis der Gegenwart brüderlich im Zeichen Gottes füreinander zu stehen.

Gemeinsam ist es unsere Aufgabe, den Kräften des Wider-spruchs gegen Gott und Kirche zu begegnen.

Das Licht leuchtet in der Finsternis. Aber es kann wirk-lich leuchten nur dann, wenn wir nicht untereinander es immer wieder verdunkeln. Es ist genug Finsternis um uns. Machen wir sie nicht noch größer mit den Unzuläng-lichkeiten und Mißhelligkeiten der Christen in ihrem eigenen Verhalten zueinander. Möge statt dessen der Ka-tholikentag wie der Evangelische Kirchentag die Frucht noch größerer Liebe und des noch stärkeren Zusammen-stehens der Christen in unserem Vaterlande tragen.

Auch das ist unsere Verantwortung.

Diese Verantwortung vor Gott tragen wir auch vor unse-rem ganzen Volk. So wie die Familie zusammengehört, will auch das Volk zusammengehören können. Wir leiden alle an der Spaltung unseres Landes. Uns brennt die Not eines gegen seinen Willen geteilten Volkes. Uns brennt die Sehnsucht der Gefangenen.

Hier sind wir aus allen Teilen Deutschlands zusammen-gekommen. Solche Begegnung gibt neue Hoffnung. Sie gibt denen Hoffnung, die zu uns gekommen sind, und denen, die nicht kommen konnten. Die Begegnung be-stärkt das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit. Das ganze Volk gibt sich die Hände. Und wir lassen einander nicht los!

Nicht mit den Lippen allein, mit unserer ganzen Haltung wollen wir das bekennen. Diese Kundgebung ist auch ein tätiges Bekenntnis zum gemeinsamen Deutschland. Aber

wir können noch mehr tun. So ihr Verbindungen habt, laßt sie nicht abreißen. Briefe können große Energien ver-mitteln. Oft genügt es dem Empfänger, so zu erfahren, daß noch jemand an ihn denkt. Wenn du reisen kannst und ihn besuchst, wird er neue Kraft gewinnen. Er steht für dich. Wenn du unzufrieden wirst, der Lohn zu knapp ist oder zu kurz der Urlaub, dann denk an den Bruder, der an der Spaltung des Landes besonders hart trägt.

Seine Last muß auch deine Last sein. Solange wie er sie zu tragen hat. Nur das Volk, das dafür Opfer bringt und dadurch ganz zusammensteht, wird Gott auch segnen. Gott muß es schenken. Gott wird es lenken. Er hat die Gnad'.

Daß uns unsere volkliche und staatliche Einheit wieder-geschenkt werde, dafür haben wir nicht nur zu beten, sondern nach besten Kräften auch zu handeln. Unser Tun muß vor aller Welt beweisen, wie unüberwindlich stark der Wille dieses Volkes ist, sich nicht auseinanderreißen zu lassen. Diesen Willen bekunden wir feierlich von Köln aus, der ehrwürdigen Stadt, die durch die Jahrhunderte ein Mittelpunkt der christlichen Gläubigkeit in deutschen Landen gewesen ist und nun ihr Wahrzeichen, den Köl-ner Dom, für ganz Deutschland wieder aufgerichtet hat. Er wurde 1842 das Werk des Brudersinnes aller Deut-schen genannt. Dieses Brudersinnes bedarf es heute, um das äußerlich zerteilte und doch unteilbare Deutschland als das Herz Europas zusammenzuhalten. Sein lebendig-ster Ausdruck ist der Name unserer Hauptstadt Berlin. In ihrem Schicksal spiegelt sich das Schicksal des ganzen Landes und des ganzen Volkes. Als Bürgermeister dieser Stadt rufe ich die Gewissen der Staatsmänner, um des Friedens willen unserem Volke das ihm zukommende Recht endlich zuteil werden zu lassen.

Im Vertrauen auf die Kraft unserer Gemeinschaft, der volklichen wie der übernatürlichen Gemeinschaft, gehen wir nun wieder ans Werk. Unbeirrbar und stärker als die Unruhe der Zeit wollen wir unsere Arbeit wieder mutig, sicher und froh aufnehmen. Köln 1956 waren große Tage, im äußeren wie für unser inneres Erleben als Glieder unserer Kirche.

Tragt nun dieses Zeichen Gottes in die Welt!

Danach sprach Bundeskanzler Dr. Konrad *Adenauer*:

Die Ansprache des Bundeskanzlers

Wer das Glück hatte, dem Pontifikalamt im Dom am Donnerstag beiwohnen zu können, dem werden diese Stunden unvergeßlich sein.

Die überwältigende Weite des Raumes umfing uns, man fühlte sich nicht in ihr verloren, man fühlte sich geborgen. Die zum Himmel strebenden Pfeiler, das feine Maßwerk, das gedämpfte und doch klare Licht, die Klänge der Or-gel und des Chores, die farbigen Gewänder der Priester und Bischöfe, der Glanz der Lichter von den Altären, alles vereinte sich zu einem erhebenden Zusammenklang. Welch ein Gegensatz zu der Wirrnis, dem Lärm, der Hast, dem Betrieb unserer Zeit!

Viele, viele tausende Menschen waren im Dom, alle ver-sunken in sich und im Gebet, im betenden Schauen und Hören! Welch ein Gegensatz zu unserer Zeit: ein Volk, aber keine Masse. Unsere Seelen waren angerührt und sprachen. Und wenn auch alle innerlich die gleiche Sprache sprachen, wenn auch alle das gleiche fühlten und emp-fanden, jeder dachte, jeder fühlte, jeder empfand für sich.

Keiner fühlte sich als Teilchen einer Masse, jeder — selbst, wenn er sich in dem Augenblick auch darüber nicht klar wurde — als ein Mensch, der in Freiheit vor seinen Gott tritt.

„Wo der Geist des Herrn ist, ist Freiheit“ sagt der heilige Apostel Paulus im 2. Brief an die Korinther. Ein gewaltiges Wort! Und wahrhaftig: unsere Zeit beweist es, wie wahr und gültig dieses Wort ist.

Ich weiß nicht, ob wir wenigstens dann und wann einmal darüber nachdenken, welch hohes Gut die Freiheit ist, ob wir uns auch klar sind, wie gefährdet die Freiheit auf der Erde ist.

Ich weiß nicht, ob wir uns immer darüber klar werden, daß die Freiheit, die Freiheit der Person, das tragende Fundament jeder Religion, insbesondere aber des Christentums ist, daß unsere katholische Religion, unsere Kirche nicht sich entfalten, nicht die Menschen zum ewigen Heil führen kann, ohne daß den Menschen, ohne daß ihr und ihren Gliedern die Freiheit gesichert ist.

„Wo der Geist des Herrn ist, ist die Freiheit“ sagt der heilige Apostel Paulus, und wir können hinzufügen: „Wo der Geist des Herrn nicht ist, da ist Unfreiheit und Sklaverei.“ Die gefährlichste Irrlehre unserer Zeit ist der atheistische Materialismus. Er verneint Gott, er haßt Gott, er bekämpft Gott, darum kennt er keine Freiheit. Er vergottet den Staat, er will Gott vom Thron stoßen, er will dem Staat und seinen Funktionären die ganze Gewalt über den Menschen geben. Machen wir uns klar, daß die Staaten, die den atheistischen Materialismus zu ihrer Grundlage gemacht haben, rund eine Milliarde Menschen umfassen.

Der Heilige Vater hat am 29. 6. 1956 ein Apostolisches Schreiben erlassen [vgl. ds. Heft S. 6], ein Schreiben, das bei den deutschen Katholiken leider zu wenig bekannt geworden ist. Die Adresse dieses Schreibens zeigt, wie sehr die Freiheit des Christentums und der Kirche gefährdet ist. Sie lautet:

„An die Kardinäle Mindszenty, Stepinac und Wyszynski sowie an den Klerus und die Laien in Albanien, Bulgarien, Rumänien und im östlichen Teile Deutschlands und an alle anderen verfolgten Völker Europas.“

Lassen sie mich einige Sätze aus diesem Schreiben verlesen: „Leider werdet heute wiederum ihr, die ihr die genannten Länder bewohnt, in überaus betrüblichen und traurigen Verhältnissen gequält, zusammen mit vielen anderen nicht nur des lateinischen, sondern auch des orientalischen Ritus, östlich von euch oder im Norden, der Küste des Baltischen Meeres entlang, schmerzvoll und bitter heimgesucht und bedrängt. Mehr als zehn Jahre schon ist es her, daß, wie ihr aus Erfahrung wißt, die Kirche Jesu Christi ihrer Rechte beraubt wird, wenn auch nicht überall in gleicher Weise...!“

Ihre frommen Vereinigungen und religiösen Genossenschaften sind aufgelöst und versprengt, die Oberhirten können entweder nicht in rechter Weise ihres heiligen Amtes walten, oder sie sind von ihren Sitzen verwiesen und in die Verbannung oder an einen überwachten Ort gebracht... Auch wissen wir, daß nicht Wenige Verfolgungen aller Art erleiden nur deshalb, weil sie offen, aufrichtig und mutig sich bemühen, ihren Glauben zu bekennen und tapfer zu verteidigen. Mit besonderer Betrübnis wird unser Herz erfüllt beim Gedanken daran, daß die Seelen der Kinder und Jugendlichen mit trügerischen und verwerflichen Lehren bearbeitet werden, um sie abwendig

zu machen von Gott und seinen heiligen Geboten — zum größten Schaden für ihr gegenwärtiges und mit Gefahr für ihr zukünftiges Leben.“

An anderer Stelle dieses Apostolischen Schreibens sagt der Heilige Vater: „Seid versichert, daß die gesamte Familie der Christenheit voll ehrfürchtiger Bewunderung vor dem steht, was ihr in Not und Bedrängnis aller Art schon so lange schweigend ertragt.“

Der atheistische Materialismus ist im Angriff gegen das Christentum und die monotheistischen Religionen. Jedes Mittel ist ihm recht. Keine freundliche Geste, kein Dulden einer religiösen Kundgebung darf unseren Blick trüben gegenüber der Tatsache, daß dieser Materialismus dort, wo er Macht hat, schonungslos mit brutalen Mitteln und äußerster Konsequenz die Religion auszurotten versucht, und daß er diese Macht weiter auszudehnen sucht.

Wir fühlen mit allen Verfolgten und bewundern ihre Tapferkeit. Es sind in manchen Ländern nicht wenige. Ich gedenke hier der Hunderttausende, die vor wenigen Wochen so tapfer ihre Verehrung zur Muttergottes von Czestochau öffentlich bekundeten.

Ein besonders herzliches Wort lassen sie mich an unsere Brüder und Schwestern aus der Sowjetzone und aus Ostberlin richten. Wir sind sehr glücklich, daß ihr hier seid! Ich glaube, daß ihr das fühlt und empfindet. Und aus euren Augen leuchtet die Freude, hier bei uns zu sein. Ihr seid heute zu vielen Tausenden auf dem deutschen Katholikentag. Unlängst waren Tausende aus der Zone auf dem Evangelischen Kirchentag. So stellen die beiden christlichen Kirchen ein festes, ein unzerreißbares Band zwischen euch und uns dar. Diese Verbindungen und Verknüpfungen wollen wir auf allen Gebieten vermehren und festigen. Das Band zwischen euch und uns ist so stark, daß keine politische Gewalt es jemals wird zerreißen können. Wir wissen um eure schwere Bedrängnis und eure große Not. Mit dem heiligen Paulus sagt ihr: „Allenthalben bedrängt, sind wir doch nicht erdrückt, ratlos, niedergeworfen, doch nicht verloren.“ Und in der Tat: Ihr seid nicht verlassen, ihr seid nicht verloren! Der Tag eurer Freiheit wird kommen! Dann werden wir miteinander in einem friedlichen und freien Deutschland vereint sein.

In wenigen Monaten ist das Weihnachtsfest. Das Weihnachtsfest, das uns Deutschen ja so besonders am Herzen liegt, soll uns nahe zusammenführen. Wir Deutsche diesseits und jenseits des Eisernen Vorhangs wollen zusammen das heilige Weihnachtsfest feiern.

Die Gefahren, die von dem atheistischen Materialismus uns, Europa, der ganzen christlichen Welt drohen, sind ungeheuer groß, weil hinter ihm große politische Macht steht. Die Auseinandersetzung mit ihm wird schwer sein und lange dauern. Ich spreche hier nicht von politischem Kampf, ich spreche von dem geistigen Kampf, der geistigen Auseinandersetzung, dem geistigen Sieg über den Materialismus, den wir erringen müssen, den wir erringen werden. Wir sind im Besitze der Wahrheit, aber es gibt Quellen der Schwäche für uns. Das ist einmal der Hang zum Materiellen, zum materiellen Genuß und zur materiellen Macht. Mit ihm geht Hand in Hand eine erschreckende Nichtachtung der geistigen Werte, eine Nichtachtung der auf Sachkenntnis beruhenden Autorität. Eine weitere Quelle unserer Schwäche ist die Entwurzelung so vieler, das Schwinden der Persönlichkeit, das

Hintreiben, das Sichtreibenlassen zur Vermassung. Vermassung aber ist die Vorstufe des Materialismus.

Über die überaus ernste geistige Lage, in der wir, in der die ganze Welt sich befindet, ist unser Volk in allen seinen Schichten und Ständen sich nicht genügend klar. Priester und Laien müssen diesem für die Zukunft so entscheidenden Problem sich immer wieder widmen. Es handelt sich — ich betone es noch einmal — um die entscheidende Frage unserer Zeit, die entscheidende Frage der geschichtlichen Periode, in der wir leben. Von der Entscheidung in dieser geistigen Auseinandersetzung hängt die Zukunft des Christentums ab.

Der Klerus allein kann diese Auseinandersetzung nicht führen. Dafür ist das Kampffeld zu groß, es erstreckt sich über alle Gebiete der menschlichen Gesellschaft. Jeder Laie muß, gleichgültig wo er steht, ein Mitarbeiter sein. Die Entscheidung ist abhängig von der Lebensführung eines jeden einzelnen, sie fällt in der Familie, bei der Erziehung der Kinder, bei der täglichen Arbeit. Der Heilige Vater hat einmal vom Berufsapostolat gesprochen und u. a. gesagt, es betätige sich in erster Linie durch die Persönlichkeit. Das ist ein großes und wahres Wort. Wir wollen Persönlichkeiten werden. Christliche, katholische Persönlichkeiten, dann werden wir auch unser Laienapostolat in dieser schicksalsschweren Zeit erfüllen.

Ich sprach zu Anfang von dem Pontifikalamt im Dom, von diesen Stunden, die uns hoch hinausführten über die Wirrnis unserer Zeit. Lassen wir uns immer unter die Hut dessen begeben, von dem es heißt: „Wie du warst vor aller Zeit, so bleibst du in Ewigkeit.“ Wenn wir das tun, wird unser Herz nicht verzagen, wir werden stark und sicher sein in seinem Schutze.

In einer kurzen Ansprache betonte dann der Apostolische Nuntius in Deutschland, Erzbischof Aloysius *Muench*, wer die Kirche verrate, verrate Christus, wer sie verachte, verachte Christus. Das Losungswort dieses Katholikentages, eine Wahrheit von unerschöpflichem Reichtum, dürfe mit dem heutigen Tag nicht vergessen sein. Es müsse als ein leuchtendes Mahnmal unseren Alltag begleiten. Mit großer Genugtuung, erklärte der Nuntius, könne er bezeugen, daß ihm im ganzen deutschen Volke, im Osten wie im Westen, eine besondere Achtung und Verehrung gegenüber Papst Pius XII. begegnet sei.

Nach der Ansprache des Apostolischen Nuntius wurde die Botschaft des Heiligen Vaters an den 77. Deutschen Katholikentag von Castel Gandolfo aus übertragen.

Die Botschaft des Heiligen Vaters

Ehrwürdige Brüder!

Geliebte Söhne und Töchter des katholischen Deutschlands!

Mit freudiger Erregung richten Wir an den Siebenundsiebzigsten Deutschen Katholikentag zu seiner machtvollen Schlußkundgebung Unser Wort, um das Uns der von Uns hochgeschätzte Kardinalerzbischof von Köln gebeten hat.

Es soll ein Wort herzlichen Grußes sein an die dort anwesenden Kardinäle, Bischöfe und Priester; an alle, die aus ganz Deutschland, in großer Zahl auch von jenseits der Zonengrenze, zum Katholikentag im „Heiligen Köln“ zusammengeströmt sind; an die Gäste endlich, die aus anderen europäischen Ländern und aus der ganzen Welt, aus allen Kontinenten sich zu eurer Festtagung eingefun-

den haben und ihr das eindrucksvolle Gepräge der allumfassenden Weltkirche verleihen.

Unser Wort soll weiter ein Wort der Anerkennung und des Dankes sein an eure mannigfaltigen freien Vereinigungen: Bruderschaften und Vereine, Verbände, Bünde und Werke, die als Katholische Aktion oder im Sinn der Katholischen Aktion während der zurückliegenden Jahre hochwertige Arbeit geleistet haben — für die religiöse Vervollkommnung ihrer Mitglieder, für die katholische Weltmission und die katholische Diaspora in der Heimat, für die Jugend, für Erziehung und Schule, für die Welt der Arbeit, für einzelne Stände und Berufe, in Werken der Fürsorge und Caritas, für Presse, Wissenschaft und andere Kulturbereiche. Kölns Bekennerbischof Clemens August von Droste zu Vischering, der durch seine mutige Tat die katholische Bewegung in Deutschland ins Leben rief, die tapferen Männer und Frauen, Priester und Laien, die derselben auf den Katholikentagen ihre Form gaben und eure Organisationen gründeten. Drei jener führenden Gestalten, die, welche dem ersten Kölner Katholikentag im Jahre 1858 stark sein Gepräge gaben, können Wir nicht umhin mit Namen zu nennen: Kölns damaligen Erzbischof Kardinal Johannes von Geissel, den innigen Verehrer Marias und mächtigen Förderer der katholischen Bewegung; den Priester und Gesellenvater Adolf Kolping; August Reichensperger, den Herold des Dombaues, zu den unerschrockenen Laienführern des katholischen Deutschlands im 19. Jahrhundert zählend — alle diese Männer und Frauen haben nicht umsonst gearbeitet. Was sie pflanzten, hat reiche Ernte eingebracht.

Unser Wort soll endlich sein ein Wort der Freude über die glücklich vollendete Wiederherstellung des Kölner Domes, sowie des Lobes der Wagemutigen, die dieses schwierige Werk geschafft haben. Der Kölner Dom steht da als Anruf an alle: Empor die Herzen zu Gott! Er steht jetzt da als in Stein gehauener Dank an den Allmächtigen, daß Er Deutschland aus völligem Zusammenbruch in so kurzer Zeit gnädig wieder emporgeführt hat. Er steht wieder da als Wahrzeichen des katholischen Deutschlands und als Sinnbild der Kirche Christi, des hoch über die Völker emporragenden Banners.

„Signum levatum in nationes“ (Is. 11, 12) — unter dieses Merkwort habt ihr eure diesjährige Heerschau gestellt. In euren Arbeitskreisen und Versammlungen wird Schönes und Tiefes darüber gesprochen worden sein.

Die Kirche ist Heimat

Wir wollen kurz auf folgendes hinweisen: Erstens: Die weltanschaulichen Stürme der letzten Jahrhunderte haben im außerkatholischen religiösen Bereich verheerend gewirkt. Sie haben auch gegen den Felsen gewütet, auf den Christus seine Kirche baute, und sie haben versucht, ihr Werk der Zerstörung in die Kirche hineinzutragen. Die Kirche mußte sich unter bitteren inneren Kämpfen zur Wehr setzen. Sie hat aber den ihr von Christus anvertrauten Schatz an Wahrheit und Gnade, vom Glauben an den Dreieinigen Gott und die Gottheit Jesu Christi bis zum Glauben an die Auferstehung und das Ewige Leben nie auch nur antasten lassen. Sie hat vielmehr zum Gegenstoß ausgeholt und gerade in dieser religiös eraltenden und verödenden Zeit die Ströme der eucharistischen Gnaden sich in einer Fülle über ihre Gläubigen ergießen lassen wie nie zuvor in ihrer Geschichte.

Wir glauben, dieses offene Bekenntnis dem Herrn der

Kirche schuldig zu sein; nur sein Wille und seine Macht sind es ja, welche die Kirche durch alle Stürme unverehrt hindurchführen. Wir glauben jenes Bekenntnis schuldig zu sein auch denen, die, vielleicht ohne es selbst zu ahnen, schon nahe an den Toren der Kirche stehen, sowie allen — und es sind ihrer sehr viele und immer mehr —, welche die Angst vor den entfesselten Kräften der Natur, vor dem Dasein, vor der Zukunft, vor sich selbst drängt und treibt, nach einem festen Halt zu suchen. Die Kirche bietet ihn; sie selbst ist dieser feste Halt. Wer sich ihr anvertraut, verliert nichts von dem, was er an Echtem besaß. Was immer in anderen Bekenntnissen, auch nichtchristlichen, an Wahrem und Gutem sich findet, ist beheimatet, hat seinen tiefen Sinn und seine Erfüllung in der katholischen Kirche. Sie bietet jenen Halt, ohne den Menschen in ein totalitäres System zu zwingen, unter voller Achtung seiner mit Geist und Freiheit begabten Natur, der Würde und übernatürlichen Berufung seiner Person. Auch für die Freiheit des menschlichen Wissens und Forschens kennt sie nur eine Grenze: jene, die Gott selbst durch seine Offenbarung, durch sein klares Wort gezogen hat.

Die Soziallehre der Kirche hat sich bewährt

Zweitens: Eine Kirche, die von sich sagt, daß sie das über die Völker emporragende Zeichen sei, wird man heute fragen nach ihrem Beitrag zur Schaffung der sozialen Ordnung.

Die katholische Kirche kann ohne Überheblichkeit darauf hinweisen, daß sie im Lauf ihrer Geschichte Gewaltiges geleistet hat zum Aufbau und Besten des gesellschaftlichen Lebens, und die historische Forschung hat ihr dies schon längst bestätigt. Die Kirche hielt auch wahrlich die Augen nicht verschlossen vor der abgründigen sozialen Unordnung, die das Zeitalter der Technik und des Kapitalismus brachte. Daß sie allein die soziale Frage lösen könnte, hat sie nie vermeint. Sie darf aber erhobenen Hauptes hinweisen auf die Werte, die sie zu deren Lösung bereitgestellt hat und bereithält. Ein solcher Wert ist ihre Soziallehre, bis zum letzten orientiert am Naturrecht und am Gesetz Christi. Sie hat sich bewährt und als sehr fruchtbar erwiesen, gerade auch bei euch, in Deutschland. Die Kirche braucht in wesentlichen Dingen an ihrer Soziallehre keinen Abstrich zu machen. Sie bleibt in Geltung.

Die Kirche hat immer stark betont, daß es zum Aufbau einer haltbaren sozialen Ordnung neben der Reform der Zustände auch der Gesinnungspflege bedarf: der Ausrichtung der Gewissen an einem unbedingt gültigen Ordnungsbild und der sittlichen Kräfte, um immer dem Gewissen entsprechend zu handeln. Die Kirche nimmt für sich in Anspruch, und sie hat erwiesen, daß sie Menschen solcher Gesinnung zu bilden vermag. Auch von hier aus gesehen ist der eucharistische Frühling, den die Kirche des zwanzigsten Jahrhunderts gebracht hat, sichtbar und greifbar das Werk der Göttlichen Vorsehung.

Die Kirche in der schwersten Verfolgung ihrer Geschichte

Drittens: An der Tatsache, daß die katholische Kirche seit Jahrzehnten, vor allem seit zehn Jahren unter einer der schwersten, jedenfalls unter der gefährlichsten Verfolgung steht, die je über sie hingegangen ist, an dieser Tatsache kann eine Kundgebung, gewaltig wie eure, die sich zudem unter die Losung stellt: die Kirche, das hoch

über die Völker emporragende Zeichen, nicht achtlos vorübergehen. Denn Jesus Christus hat seiner Kirche Auftrag und Sendung erteilt bis an das Ende der Zeiten auch unter dem Zeichen, daß sie die verfolgte Kirche sein werde. Kirchenverfolgung ist immer Teilnahme des mystischen Leibes Christi an den Wundmalen des Herrn, und daß es zwischen einem System, das den Atheismus, die Gottlosigkeit, zur Grundlage hat, und der katholischen Kirche zum schwersten Zusammenstoß kam, darauf darf die Kirche mit Recht stolz sein.

Das ändert nichts daran, daß sie mit allen, die um des Glaubens willen Bitterstes erlitten und noch erleiden, selbst tief mitleidet. Die Kirche kann auch bangen um ihre Zukunft in den von der Verfolgung erfaßten riesigen Räumen, denn dem Gegner stehen in den Zwangsmaßnahmen des totalitären Staates und den ausgeklügelten Methoden der seelischen Bearbeitung der Menschen, besonders der jungen Generation und der Kinder, Mittel zu Gebote wie keinem Kirchenverfolger vergangener Zeiten. Sie mahnt endlich die Gläubigen in den Ländern, in denen sie frei lebt, sich der Gefährlichkeit jenes Gegners bewußt zu sein, und warnt sie erneut vor dem Trugbild einer falschen Koexistenz in dem Sinn, als ob es zwischen dem katholischen Glauben, der Weltanschauung des Katholiken und jenem System zu einem Ausgleich, einer inneren Angleichung, kommen könnte.

Die Grundlage für die „Koexistenz in der Wahrheit“

Es gibt eine „Koexistenz in der Wahrheit“. Wir haben bei früherer Gelegenheit [vgl. Herderkorrespondenz 9. Jhg., S. 212 ff.] von ihr gesprochen und fügen dem dort Gesagten hinzu: Die katholische Kirche nötigt niemand, ihr zuzugehören. Sie verlangt jedoch für sich die Freiheit, nach ihrer Verfassung und ihrem Gesetz im Lande leben, ihre Gläubigen betreuen und die Botschaft Jesu Christi offen verkündigen zu können. Dies freilich ist ihr unabdingbare Grundlage für jede ehrliche Koexistenz. Inzwischen kämpft sie weiter — nicht auf dem Feld der Politik und Wirtschaft, wie man ihr immer wieder fälschlich nachgesagt hat, sondern mit ihren eigenen Waffen: der Standhaftigkeit ihrer Gläubigen, dem Gebet, der Wahrheit und der Liebe. Sie opfert die Not der Verfolgung auf für das Heil der Verfolger selbst wie der Länder und Völker, in denen sie verfolgt wird.

Die Kirche das Zeichen, das emporragt über die Völker — dieses Wort verpflichtet euch alle, geliebte Söhne und Töchter, denn man beurteilt die Kirche nach dem, was ihr seid — religiös und sittlich.

Die Katholiken müssen die Welt verändern

Ihr lebt in einer materialistischen Welt. Bezeichnend für sie ist, daß das Religiöse gering im Kurs steht. Man opfert wenig oder nichts dafür, opfert es selbst aber leichten Sinnes für jeden Diesseitswert. Kehrt das Verhältnis um! Setzt wieder Gott an die erste Stelle und laßt euch den Dienst Gottes, euren heiligen Glauben etwas kosten! Ihr seid die Katholiken eines hoch industrialisierten Landes. Euch ist die große Aufgabe gestellt, dieser neuen Welt der Industrie, ihren Werk- und Büroräumen, ihren Anlagen und ihrem ganzen Getriebe christliche Form und Gestalt zu geben. Die Welt der Industrie ist nicht Natur. Aber sie ist wie die Natur Gottes Herrschaftsgebiet. Auch in ihr ist der Mensch ganz angewiesen auf das Wirken der Gesetze, die Gott in die Dinge hineingelegt hat. Chri-

stus, durch den alles geschaffen, der Herr der Welt, ist Herr auch dieser Welt. Auch sie ist berufen, eine christliche Welt zu sein. An euch liegt es, ihr das christliche Gepräge zu geben.

Heute sind die Geschicke der Menschen auf der ganzen Welt eng ineinander verflochten wie nie zuvor. Um so größer sind die Gefahren, wenn die Menschen, so verschieden nach Rasse, Erziehung, Geschichte und Interessen, besonders wirtschaftlicher Natur, in Gegensatz und Feindschaft geraten. Die Katholiken über die ganze Welt hin können durch ihre Einheit im Glauben und in der Kirche eine gewaltige Kraft werden, um Frieden, auch sozialen Frieden, zu schaffen. Nur muß das Bewußtsein ihrer Zusammenghörigkeit lebendig in ihnen wirken. Pflegt alle dieses Bewußtsein. Denn der Welt, die aus sich den Frieden nicht schaffen kann, will Christus seinen Frieden schenken, aber durch euch, nicht ohne euer Zutun.

Wir schließen mit dem Lobruf des Völkerapostels: „Jesus Christus ist derselbe gestern und heute und in Ewigkeit“ (Hebr. 13, 8). Euch alle dem mächtigen Schutz seiner gebenedeiten Mutter Maria empfehlend, erteilen Wir als Unterpand der Gnade und Liebe des Herrn den anwesenden Oberhirten, Unseren Ehrwürdigen Brüdern, allen Priestern und den mit ihnen in der Seelsorge arbeitenden Laien, den hohen staatlichen und städtischen Ver-

tretungen und Behörden, euch allen, geliebte Söhne und Töchter, sowie dem ganzen katholischen Deutschland aus der Fülle des Herzens den Apostolischen Segen.

*

Im zweiten Teil der Kundgebung, einer Szenenfolge, die unter dem Leitgedanken stand: „Köln spricht zur Welt — die Welt spricht zu Köln“, sprachen Dr. Hermann Pünder, Oberbürgermeister Dr. Ernst Schering, Oberbaudirektor Karl Schüßler, der englische Schriftsteller Douglas Hyde und die Vizepräsidentin des Katholikentages, Frau Schulz.

In einer kurzen Schlußansprache forderte der Erzbischof von Köln, Josef Kardinal Frings, die Gläubigen auf, die Losung des Katholikentages in die Tat umzusetzen. Jeder möge aus dieser großen Versammlung in sein Land und seinen Beruf zurückkehren und dort seiner Kirche Ehre machen. Das könnten wir aber nicht ohne Gottes Gnade. Diese Demut sollten wir uns bei all unserem europäischen Aktivismus bewahren. Selbst wenn die Wogen der Verfolgung höher schlagen sollten, wisse Christus, daß seine Kirche nie herrlicher dastehe, als wenn sie ihm auf dem Wege des Leidens folge.

Dann erteilten die Oberhirten den Segen.

Die Kirche in den Ländern

Die christliche Mission zwischen Arabismus und Islam

Es ist bemerkenswert, daß die jüngsten Ereignisse im Vorderen Orient ausschließlich als eine Auseinandersetzung zwischen den quasiimperialistischen Mächten Europas und den „unterjochten“ Völkern Asiens und Afrikas angesehen und angesprochen werden. Es ist gleichermaßen bemerkenswert, daß diese Ansicht nicht nur von einer der Parteien, sondern von beiden Parteien vertreten wird. Allein die Frage, ob z. B. auf arabischer Seite nicht eher eine Art Religionskrieg und nicht etwa ein nationaler Befreiungskampf geführt wird, würde von beiden Seiten entschieden zurückgewiesen werden. Dennoch lohnt es sich unbedingt, diese Frage zu stellen.

Symptome

Während früher der Schutz der christlichen Minderheiten in den Staaten des Vorderen Orients in den Kapitulationen und Verfassungen der arabischen Mandatsländer noch von außerordentlicher Bedeutung war, kann man heute beobachten, daß die Belange der christlichen Minderheiten nirgends mehr erwähnt werden. Das Recht europäischer Staaten, diese Minderheiten zu schützen, scheint mit dem Recht der einzelnen Staaten, ihre eigenen Angelegenheiten selbst zu regeln, nicht mehr vereinbar. Die Freiheit des Gewissens und der Religion ist in den arabischen Staaten scheinbar durch Verfassungen und Gesetze geschützt — nicht anders als in der Sowjetunion auch und mit gar nicht unähnlichen Auswirkungen. Das kann allerdings nicht über einige Erscheinungen hinwegtäuschen, die man heute ohne weiteres als Symptome für die zukünftigen Entwicklungen in den arabischen Staaten ansehen darf und die das, was sich nach außen hin als

arabischer Nationalismus gibt, als eine neue islamische Erhebung kennzeichnen.

Es sei hier vor allem auf die jüngsten Ereignisse in Ägypten hingewiesen, die mit der Auflösung der religiösen Gerichtshöfe ihren Anfang nahmen (vgl. Herder-Korrespondenz 10. Jhg., S. 116, 316). Es folgte die Einführung des Koranunterrichtes an den christlichen Schulen in Ägypten (vgl. Herder-Korrespondenz 10. Jhg., S. 406, 507), ein Vorgang, der zu heftigen Auseinandersetzungen führte und bei dem die ägyptische Regierung eindeutig erkennen ließ, daß ihr nächstes Ziel die Vertreibung der christlichen Missionen aus dem ganzen Vorderen Orient und Afrika sei. Es sei auch noch auf die Vorfälle in Madaba hingewiesen (vgl. Herder-Korrespondenz 10. Jhg., S. 457). Seit jenen Vorfällen in Madaba machen sich, wie leider zu erwarten war, auch in Jordanien erhebliche Spannungen zwischen der christlichen und muslimischen Bevölkerung des Landes bemerkbar (so berichtet die Fides-Agentur, daß in jüngster Zeit christliche Pilger sich nur noch in Jerusalem und Bethlehem frei bewegen können, während sie an anderen Orten Polizeischutz nötig haben).

In Syrien nehmen die Dinge einen weniger heftigen, doch keineswegs unähnlichen Verlauf wie in Ägypten. Der Ansatzpunkt ist wieder die Schulfrage. Das Unterrichtsministerium ließ z. B. durch die Presse die Behandlung der Erzväter in christlichen Schulbüchern kritisieren (allerdings ohne, wie es scheint, zu bedenken, daß auch der Koran etwa genausoviel und genau dasselbe über dieselben Persönlichkeiten des Alten Testaments berichtet). Die Eröffnung zweier maronitischer Schulen in der Umgebung von Choms, die auf Wunsch der dortigen Gemeinden eingerichtet werden sollten, wurde vom syrischen Unterrichtsministerium nicht gestattet. Den Schwestern